Ludwig van Beethoven.

Ein Lebensbild

entworfen

von

W. Fricke.



Bielefeld, 1870.
Verlag von F. Thiele & Comp.

Ludwig van Beethoven.

Ein Lebensbild

entworfen

von

W. Fricke.



Bielefeld, 1870.
Verlag von F. Thiele & Comp.

Druck von R. A. Schenk in Bielefeld.

Inhalt.

Vorwort.

Nirgendwo ist Schatten und Licht so scharf nebeneinander gesetzt, als in dem Leben und Character derjenigen, deren Stirn und Herz von einer höhern Hand geweiht sind. Keiner aber hat diesen Gegensatz mehr in sich vereinigt, als Ludwig van Beethoven. Hätte er uns auch nicht die Zaubergrüße der Tonwelt erschlossen, auch nicht uns ihre Tiefe und Gewalt überliefert, so würde doch die mächtige Eigenartigkeit seines Characters hinreichen, ein Lebensbild, wie das nachfolgende, zu begründen.

Fassen wir nun vollends den Künstler ins Auge, den Mann der Idee — jämmerlicher konnte sich einem solchen gegenüber die Wirklichkeit kaum gestalten, als es bei Beethoven geschehen ist. Auch hier war ein großer, ein schroffer Contrast. Hindernisse auf Hindernisse thürmten sich ihm in den Weg; Sorgen und Mißgeschicke hemmten seine Bahn und schlossen mit einem frühen, schmerzvollen Tod.

Ludwig van Beethoven hörte in seinen Meisterjahren nicht mehr den Zauber seiner eignen Schöpfungen, fühlte nicht mehr die Gewalt seiner Harmonieen, seine eigne Welt wurde ihm verschlossen — er war taub geworden. Der Erhalter unwürdiger Verwandten, eines leichtsinnigen Neffen, litt er selbst Noth und siechte dahin ohne Pflege. Aber er schuf in diesen jämmerlichsten äußeren Verhältnissen jene unsterblichen Meisterwerke in denen menschliches Leiden und Ringen, gigantische Kraft und düstere Schwermuth in großartiger Weise dahinziehen.

Zwar Manches aber meist Zusammenhangsloses ist aus dem Leben des Meisters bekannt. Wie er dachte und fühlte zeigen seine Werke; wie er kämpfte und litt, seine Briefe. Nur klein sollte der Rahmen seines Lebensbildes sein. Nicht eine aktenmäßige Darstellung und Aufzählung einzelner Thatsachen durfte derselbe umfassen, er sollte ein Bild seines Werdens und Leidens umschließen. Daß diese meine Absicht erreicht sein möge, wünscht

der Verfasser.

I.

Der Großvater.

Und ob im heimathlichen Raum
Wir noch so gerne blieben,
Wir werden doch, als wie im Traum,
Hinaus, hinaus getrieben.

Es war vor dem Anfang des 18. Jahrhunderts als vor den Thoren Antwerpens eine Familie Einlaß begehrte. Der Thorwächter verlangte den Paß und las: Ludoviko van Biethofen aus N. bei Löwen ist erlaubt, sich in Antwerpen niederzulassen... „Kann eintreten!“ Die Thore knarrten laut in ihren Angeln, noch einige Minuten und die Familie stand innerhalb der Stadtmauer, sie gehörte dem berühmten Antwerpen an.

Nicht lange dauerte es, so hatten sich die Eingewanderten an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Nur dem dritten in der Reihe von zwölf Kindern, einem Knaben von früher, fast ungewöhnlicher Selbstständigkeit des Characters, mit ausgeprägter Anlage und Neigung zur Musik,

wurde der Familienkreis, ja selbst die Stadt, zu eng. Wohl mochte auch die harte Behandlung des Vaters, die durch die unwillkommene Richtung des Sohnes hervorgerufen wurde, zu diesem Streben ins Weite, zu dem Versuch die eigne Kraft im Sturm und Wetter der Zeit zu erproben, ihn reizen, eines Tages hieß es: „Ludwig van Biethofen ist davongelaufen!“ Der Vater hatte genug mit der Erhaltung der übrigen Glieder seines Hausstandes zu kämpfen, er ließ dem Widerspenstigen, ohne sich um seinen Aufenthalt weiter zu bemühen, die ganze weite Welt zum Spielraum, denkend: er kehrt schon wieder, wenn er sich die Füße verbrannt hat. — Doch er kehrte nicht. Wohl aber meldete sich nicht lange hernach zu einer erledigten Tenoristenstelle ad Sanktum Petrum zu Löwen ein junger Mann, hielt seine Probe und ward als Louis van Biethofen eingestellt und besoldet. Aber auch hier sollte es ihn nicht lange halten.

Ueber das benachbarte Erzbisthum Köln regierte damals der Churfürst Clemens August, ein prachtliebender bairischer Prinz, welcher seine Residenz Bonn zum Schauplatz wundersamer Feste machte. Kirchen, Schlösser, Gärten und Villen im italienischen Stil entstanden längs dem Ufer des Rheins und gaben diesem Flusse ein gar eigenartiges Gepräge, auf welches die grauen Burgruinen der Ritterzeit, wie grollend, herabschauten. Die buntscheckigsten Schaaren fremder Künstler strömten hier zusammen, wo glänzende Feste, Maskeraden, Schlitten- und Kahnpartieen, Schauspiele, Opern und Concerte täglich mit einander wechselten. Hier sah man Maler und Bildhauer, die verschiedensten Arten von Tonkünst-

lern, Tänzerinnen, Schauspielern, Possenreißern und Industrierittern auf Straßen, die jetzt ernste Männer der Wissenschaft und ein ihnen nachstrebendes jugendliches Geschlecht zeigen. — In den langen Verzeichnissen der Männer, welche Clemens August nach Bonn berief, sind die Namen von Hofnarren, Riesen und Zwergen nicht selten. Wer kennt nicht die Geschichte jenes Zwerges, der bei einem Festessen gepanzert und gespornt aus einer großen Pastete hervorsprang und zum Jubel der Gäste zwischen Gläsern und Tellern herumspazierte? Aber Wenige wissen vielleicht, daß dieses sich zu Bonn, am Hofe des Erzbischofs, ereignete. Doch welch' einen schnellen Schluß, welch' ein jähes Ende nahm dieses lustige Leben! Es war die letzte sorgenlose Fröhlichkeit auf dem Rücken eines schon grollenden Vulkans. Die blutige Revolution aus Westen, die Lavawellen aus Paris vertrieben und begruben diese ganze Welt für alle Zeiten. Rauchende Schornsteine, weite Fabriken traten an die Stelle der schönen Villen und Paläste; ein anderes, ein neues, ein ernsteres Geschlecht kam auf. Mit Chamisso könnten wir sagen:

„Sie alle sind verfallen, die Stätte wüst und leer
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr."

Nirgendwo wurde also in jener Zeit das musikalische Talent so geschätzt, als an dem Hofe des Churfürsten Clemens August und seiner Nachfolger. Was Wunder, wenn der junge Tenorist Beethoven glaubte, hier könne er sein Glück machen, wenn er plötzlich Löwen verließ, um die Schaaren der Künstler in Bonn zu vermehren. Er kam, sang und siegte und hatte nach einem

Probejahre ein herrschaftliches Anstellungsdecret in der Tasche, welches in der damaligen Hofsprache lautete: „Unser gnädigster Herr hat den Ludovicum van Beethoven zu Dero Hofmusicum gnädigst aufgenommen und erkläret und ist dem Zahlmeister anbefohlen sein Gehalt zu zahlen und gehörig zu verrechnen.“ — So wurde der Großvater des berühmten Componisten ein Mitglied der Kapelle in der rheinischen Residenz und mit einem für die damalige Zeit nicht unansehnlichem Gehalte von Vierhundert Gulden per annum. Der Künstlerleichtsinn kam wieder über ihn. Was sollte er mit all' dem Gelde anfangen? Antwerpen lag zu weit. Er mußte Jemanden um sich haben. Marie Poll, die er neulich nur flüchtig gesehen und gesprochen, sie mußte es sein. Acht Tage bedeuten viel in dem Leben eines Musikus. Der junge Antwerper Flüchtling war ein Ehemann geworden — und die Noth brach an. Von den vielen Kindern, mit denen die Ehe gesegnet wurde, blieb nur eins, der Knabe Johannes, am Leben. Die meisten sanken im frühesten Alter ins Grab und dieser Jammer drückte der Frau Marie van Beethoven schier das Herz ab. Sie wurde verschlossen und gräm= und ergab sich zuletzt dergestalt dem Trunke, daß sich der Hofsänger endlich entschließen mußte, sie in Köln einer Pension zu übergeben, wenn er anders seinen einzigen Knaben ihrem bösen Beispiele und Einflusse entziehen wollte. Hier ist sie kurze Zeit nach ihrem Manne gestorben.

Wenn sich nun die Familienverhältnisse des Hofmusikus traurig genug zeigen, seine äußere Stellung am Hofe wurde je länger, desto besser und endigte mit der Kapellmeisterwürde und verschiedenen ehrenhaften Auszeich=

nungen, welche bekunden, daß derselbe ein nach vielen Seiten hin bedeutender Mann gewesen sein muß. Alle die ihn kannten, schildern ihn als einen stattlichen Herrn mit breiter Stirn, länglichem, rothen und höchst ernsten Gesichte. Als später der Ruhm seines Enkels ganz Europa erfüllte, erinnerten sich manche des alten, würdigen Kapellmeisters, wie er regelmäßig des Tages in einem rothen Mantel von seiner Wohnung in der Rheingasse zu Hofe gegangen sei, oder auch seinen Weinkeller besucht habe, um die Versendung der Weine, mit welchen er einen lebhaften Handel nach Holland trieb, zu überwachen. Doch vergaß er auch nicht, seinen Sohn in der Musik zu unterrichten, obwohl dieser keine sonderlichen Fortschritte machte. Desto besser lernte Johannes die verschiedenen Weinsorten seines Vaters kennen und unterscheiden, und bezeichnend sagt ein Zeitgenosse über ihn: „Johann van Beethoven verstand sich früh auf Weinproben; er war munter und hatte keinen üblen Trunk an sich." So scheint also das Beispiel der Mutter nicht ohne trübe Folgen geblieben zu sein, es wurde verhängnißvoll für ihren einzigen Sohn.

Da nun aber Johannes van Beethoven eine gute Gesangstimme besaß, so war in einem Orte wie Bonn noch nicht Hopfen und Malz an ihm verloren. Sein Vater benutzte ihn häufig zur Aushülfe in seiner Kapelle und stellte später ein Gesuch an den Churfürsten aus, welches die feste Anstellung seines Sohnes erbat. „Da nun mein Sohn Johannes", so heißt es in demselben, „bereits lange ohne Gehalt den Sopran, Conteralt und Tenor in jeden vorfallenden Nothwendigkeiten gesungen,

zugleich auch vor die Violin capabel ist . . . so wäre es mein unterthänigstes Gutachten, daß meinem Sohn zweihundert Florin gnädigst decretirt werden möchten".

Mit der Gewährung dieses Gehaltes begann für den Wildfang eine erwünschte Zeit. Rheinauf- und abwärts zog er in den Ferien, oder wenn der strenge Vater in Geschäften verreist war, trieb er allerlei Possen und Kurzweil und trank fleißig die verschiedenen Weine. Kam dann der alte Beethoven hinter diese Streiche, so dachte er an seine eigene Jugend und sagte wohl kopfschüttelnd: „Lauf nur, lauf nur, auch du wirst an dein Ende kommen!" — Endlich aber ward der wandernde Musicus besiegt und gebannt. Magdalene Keferig im Thal Ehrenbreitstein fesselte ihn dergestalt, daß er ihren Banden nicht mehr entrinnen konnte, und ehe sich's der Capellmeister versah, stand sein Sohn mit einer Braut vor ihm und bat um seinen Segen. Wieder ein Stück aus deiner eigenen Geschichte, dachte der ehrliche Alte und machte gute Miene zum bösen Spiele. Obschon nun die Schwiegertochter von einnehmender Gestalt, ehrbarem Wesen, guter Erziehung und Gesinnung war, dem Capellmeister schien sie zu niedrigen Standes, und er grollte hart mit seinem Geschick. „Thu' was du willst, ich überlasse dir das Quartier und ziehe aus", so sprach er nachher zu seinem Sohne und gesagt — gethan: am andern Tage bezog er eine Wohnung in der Kölnstraße, überließ dem jungen Paare eine genügende Ausstattung und lebte seitdem einsamer als bisher.

Es war am 16. Dezember 1770, da kam die Kunde in des Capellmeisters Wohnung, drüben sei ein Sohn

geboren. Am folgenden Tage hielt ihn der Großvater zur Taufe — er wurde Ludwig geheißen. Keiner hatte dieses Ereigniß freudiger begrüßt, als der alternde Musikdirector, der nun täglich zum Hause seines Sohnes einkehrte, um den Enkel zu sehen und ihn in seinen Armen zu wiegen. Auch mit seiner Schwiegertochter scheint er sich ausgesöhnt zu haben, denn später erzählte diese gern den horchenden Kindern vom Großpapa, dessen Portrait bei festlichen Gelegenheiten stets mit frischen Kränzen behängt wurde. Da saß nun der Greis und schaute ahnungsvoll in das tiefe, dunkle Auge, auf die schön gewölbte Stirn des Kleinen. Wie jauchzte er innerlich, als er die ersten Spuren des keimenden Tonsinns bemerkte. Er drückte ihn dann wohl stumm, mit prophetischem Ernste an seine Brust; er gedachte des eigenen Strebens, an seine Vergangenheit und eine Thräne glänzte in seinem Auge. Doch nur die ersten Keime des Genius, nicht seine Entfaltung, seinen Adlerflug sollte er schauen. Drei Jahre nach der Geburt seines großen Enkels sank er dahin.

Dieses ehrwürdigen Großvaters erinnerte sich Ludwig van Beethoven später mit großer Liebe. Nie hat der Eindruck, den seine Gestalt, sein Wesen und Wort auf ihn gemacht haben, an Lebendigkeit und Wärme verloren. Vor seinem Portrait stand der berühmte Componist in spätern Jahren, wenn das Unglück ihn traf, häufig genug, sein Leid ihm zu klagen. Es war etwas tief Sympathisches zwischen dem Großvater und seinem Enkel. Die Oberflächlichkeit des Bonner Hoflebens, die herrschende leichte Conzertmusik traf mit derselben Schärfe

die ernstere Richtung des alten Capellmeisters, wie das vielfache Unverständniß späterer Zeit seinen Nachkommen verletzte. Was jener durch seine Familie litt, haben wir gesehen, was Beethoven, der Enkel, durch seine Verwandten erduldete, werden wir erfahren.

II.

Vater und Sohn.

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie dem Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.
Platen.

An einem der schönsten Punkte des deutschen Vaterlandes, da wo das malerische Siebengebirge sich hell in den Fluthen des Rheines spiegelt, wo von umrebten Bergen Ruinen uns an die graue Vorzeit der Römer und an das Mittelalter gemahnen, dort an dem Verkehrswege der verschiedensten Völker verlebte Ludwig van Beethoven seine Jugend. Noch mehrere Brüder waren ihm gefolgt und in dem Fischerschen Hause in der Rheingasse ging es oft bunt zu. Im Hofe spielten die Brüder und droben hielt der Vater seine Stunden. Da kamen die Töchter und Söhne fremder Gesandten mit ihren Bedienten, dann die befreundeten Hofmusicis, und des Spielens, Singens und Tanzens war kein Ende, so daß es dem unten wohnenden Hauseigner Fischer zuletzt zu

arg wurde. Dreimal mußten Beethoven's ausziehen und dreimal kehrten sie, mit jedesmaliger Einschränkung ihrer Beschäftigung, in diese ihre Lieblingswohnung zurück. Man musicirte zuletzt nach dem Hofe hinaus und tanzte beim Geburtstagsfeste des Großvaters, der lieben Mutter und an den vielen anderen Freudentagen auf Strümpfen. Alljährlich, so erzählen die Fischerschen Aufzeichnungen über die Familie unseres Künstlers, am Magdalenentage ward der Namens- und Geburtstag der Frau van Beethoven herrlich gefeiert. Dann wurden vom Tucksaal, so hieß der Raum für die Hofcapelle, Notenpulte herbeigeholt und in beide Zimmer nach der Straße gesetzt. Ein Baldachin mit schönen Verzierungen, Blumen, Lorbeerbäumchen und Laubwerk wurde alsdann verfertigt und auf die Stube gebracht, wo des Großvaters Portrait hing. Am Abend vorher mußte dann die Hausfrau bei Zeiten sich schlafen legen, bis um 10 Uhr alles in der größten Stille fertig geworden war. Nun fing das Stimmen an, die liebe Mutter wurde wieder geweckt und unter den Baldachin an einen schönen, verzierten Sessel geführt und hingesetzt. Alsdann begann eine herrliche Musik und die ganze Nachbarschaft, alles, was sich schon zum Schlafe eingerichtet hatte, kam herbei: denn bei Beethoven's ist Musik! Nach dem Spiel wurde aufgetischt, gegessen nnd getrunken, und wenn die Köpfe etwas toll geworden waren, zog man die Schuhe aus und tanzte, bis der Morgen hereinbrach.

Auch an einzelnen Jungenstreichen ließ es der kleine Ludwig mit seinen Brüdern nicht fehlen. So hatte Frau Fischer einst sich lange gewundert über die Abnahme der

Zahl von Eiern, die ihre Hühner legten. Endlich ertappte sie Ludwig und Kaspar im Hühnerstalle und rief: „Nun seh ich, wo meine Eier bleiben!“ Ludwig aber antwortete: O, Frau Fischer, die Hühner verlegen oft die Eier, und wenn sie dieselben dann finden, freuen sie sich um so mehr. Auch mögen die Füchse, wie man sagt, dieselben wohl holen.“ Und als die Bäckermeisterin nun meinte, er sei einer von den schlauen Füchsen, entgegnete dieser: „Nach ihrer Aussage von früher bin ich ja ein Notenfuchs.“ Die beiden Schelme liefen lachend fort und Frau Fischer mußte mitlachen. Einen Hahn, welcher in den Hof geflogen war, fingen die Burschen sich einst durch List, brieten und verzehrten ihn heimlich, denn Ludwig meinte: Das Thier, welches einem früh Morgens zuerst im Hause begegnen würde, dürfe man behalten. — Die Rheingasse war häufig den Ueberschwemmungen ausgesetzt und bot dann ein so großartiges Schauspiel dar, daß Ludwig van Beethoven sich später oft desselben erinnerte. Da nun die Mutter, die im Thal Ehrenbreitstein Wassersnoth kennen gelernt hatte und sich nicht sehr ängstlich bezeigte, häufig zauderte ihre Wohnung zu verlassen, kam es vor, daß oft die Fluth in den zweiten Stock drang, ehe die Familie abzog. Auf Brettern und Leitern wurde dann mit den Kindern die Flucht nicht ohne Lebensgefahr vollzogen.

In der Elementarschule des Herrn Huppert zeigte Ludwig, wie es scheint, wenig Thätigkeit und Streben, und seine Kenntnisse, die er sich hier erwarb, gingen nicht über das Mittelmaß hinaus. Auch den Spielen seiner Mitschüler stand er fern und jene oben angeführten Bei

spiele sind die einzigen Zeichen, daß zuweilen doch der jugendliche Muthwillen sein Recht verlangte. Aber in dem Kinde schon arbeitete sich der Genius der Tonwelt hervor. Der Großvater erkannte bereits die Richtung seines kleinen Enkels und der Vater pflegte und unterstützte dieselbe frühzeitig und hatte die Absicht, ein Künstlerkind heranzubilden, dessen Talente seinem mehr und mehr zurückschreitenden Wohlstande aufhelfen sollten. Mozarts früh erwachtes, die Welt mit Bewunderung erfüllendes Talent, und verschiedene andere Wunderkinder, welche einträgliche Rundreisen durch Europa gemacht hatten, standen dem Vater Beethoven als nachahmungswürdige Beispiele vor Augen und der Name Mozart wurde häufig in der Familie ausgesprochen und angeführt.

Früh wurde Ludwig zum Violin- und Clavierspiel angehalten und der Vater, sein erster Lehrmeister, zeigte sich hier streng und fest. Ein Bänkchen ward an das Instrument gesetzt, und der Kleine übte und phantasirte schon so zeitig, daß sich wohl der Vater der Hoffnung sehr schneller Entwicklung seines Sohnes hingeben durfte. Hat Johann van Beethoven auch alles versäumt, seiner Familie ein gutes Auskommen, eine sichere Zukunft zu verschaffen, gab er sich selbst auch einem leichtsinnigen Leben hin, hinsichtlich seines Sohnes versuchte er mit eiserner Consequenz sein Ziel zu erreichen. Kam er Nachts aus dem Weinhause zurück, so hob er oft seinen kleinen Ludwig aus seinem Bettchen und setzte ihn ans Clavier und dann gings los, bis der Morgen anbrach. Manchmal brachte er auch einen befreundeten Künstler um die Mitternachtsstunde mit und beiden Lehrmeistern mußte der

erst schlaftrunkene, bald aber begeisterte Kleine genugthun. — Ueberraschte ihn der Vater, wenn er auf der Geige ohne Noten spielte oder phantasirte, dann rief er ihm zu: „Was kratzest du wieder dummes Zeug durcheinander, spiel' nach Noten, sonst wird es wenig nutzen.“ Nichts mehr konnte den Vater verdrießen, als wenn der angehende Künstler im Vorbeischlendern dem offenen Klaviere einige Accorde entlockte. Dann sagte er wohl: „Was sprudelst du da, soll ich dich ohrfeigen!“ Diese strenge Zucht wirkte fördernd auf die gründliche Entwicklung des Kleinen und bald wurde er in ganz Bonn genannt und bewundert. Wie stolz schlug das Herz des Hofmusikus, wenn sein Söhnchen an seiner Seite zum Tucksaal trabte, um dort den Proben beizuwohnen oder selbst mitzuwirken. Schon malte sich der Vater die glänzendste Zukunft aus; er schaute sich als Führer des kleinen Virtuosen ganz Europa zu durchreisen; er hörte das Beifallsrauschen, er sah das Geld und trank nachher auf diesen schönen Traum ein Glas nach dem andern.

Auch Ludwigs Hang zum Phantasiren sollte bald Raum werden. Als der berühmte Orgelspieler Neefe, der bekannte Componist des Liedes: „Wie sie so sanft ruhn“, nach Bonn berufen ward, zeigte er sich willig, den kleinen Beethoven zu unterrichten und dieser machte solche Fortschritte, daß er seinen Lehrer, welcher durch Kunstreisen oft fortgeführt wurde, bald vertreten konnte. Noch jetzt sieht man die Bank, worauf Ludwig gesessen und durch sein Spiel die Hörer hingerissen hat. Welche Gefühle mögen den Knaben ergriffen haben, wenn er seinen Sitz erkletterte, um dem Instrumente, das so

sehr dem Ernste seiner spätern Kunst entsprach, die ersten, bei ihm keimenden Gedanken zu entlocken! Wenn Sonntag Nachmittags seine Altersgenossen draußen in wilder Lust und heiterem Spiel umherschwärmten — er saß, die Seele voll wogender, hervorbrechender Ideen, denen Form und Gestalt zu geben ihm ernste Pflicht, ihm keine Anstrengung zu schwer schien, auf seiner Orgelbank in der großen, heiligen Kirche.

Auch ein anderer Künstler wurde Beethovens Lehrer, ein junger Sachse, Tobias Pfeiffer, der sogar in das Fischersche Haus zog, um den Knaben genau beaufsichtigen zu können. Er war ein stiller, ernster Herr, der viel trank, aber doch nie betrunken war. Wenn er auf seiner Dachstube in schweren Reitstiefeln, über Musik nachdenkend, auf und abmarschirte, konnten die unter ihm Wohnenden den Schlaf nicht finden. Und als man sichs verbat, zog er gutmüthig einen Stiefel aus und schritt in demselben Tempo weiter. Plötzlich fiel ihm dann sein Schüler ein, er wurde geholt und beide phantasirten zusammen auf Flöte und Clavier. — Der Ernst, das eigenartige Wesen dieses Mannes scheint einen nachhaltigen, auch äußern Eindruck auf den Schüler gemacht zu haben, denn später sagte unser Künstler öfter: „dieser sei sein Hauptlehrer gewesen, dem er vieles verdanke“, und wir setzen still hinzu: vielleicht auch den Fehler der genialen Unordnung, welchen er hier täglich schaute und später selbst in noch größerem Maße zeigte.

So mußte sich des Knaben Sinn ernst und tief auf seiner vorgezeichneten Bahn entwickeln und als ihn seine Mutter auf einer Reise nach Holland mitnahm, erwarb

sich sein jugendliches Genie überall, wo er auftrat, Bewunderung und, was der Familie sehr noth war, auch reichliche Geschenke. Aber die in seinem zehnten Jahre erfolgte Anstellung als vertretender Hoforganist und sein Verhältniß zur Capelle scheint das eigentliche Kunstreisen unmöglich gemacht zu haben, wenigstens hören wir von keinem weitern Versuche, die Talente des Kleinen auf diese Weise zu verwerthen, und wir wissen nur, daß er auch bald seinerseits anfing, Privatstunden zu ertheilen. Es war um diese Zeit, Beethoven hatte sein zwölftes Jahr erreicht, als die erste literarische Notiz im Magazin von Cramer, das deutsche Volk auf den jungen Künstler aufmerksam machte und wie es scheint, rührt dieselbe von seinem Lehrer Neefe her und heißt:

„Louis van Beethoven, Sohn eines Hoftenoristen, ein Knabe von 12 Jahren, und von vielversprechendem Talent. Er spielt sehr fertig und mit Kraft das Clavier, liest sehr gut vom Blatt und um alles in einem zu sagen: Er spielt größtentheils das wohltemperirte Clavier von Sebastian Bach, welches ihm Herr Neefe unter die Hände gegeben. Wer diese Sammlung von Präludien und Fugen durch alle Töne kennt, welche man fast das non plus ultra nennen könnte, wird wissen, was das bedeute. Herr Neefe hat ihm auch, sofern es seine übrigen Geschäfte erlaubten, einige Anleitung zum Generalbaß gegeben. Jetzt übt er ihn in der Composition und zu seiner Ermunterung hat er neun Variationen von ihm für's Clavier über einen Marsch in Mannheim stechen lassen. Dieses junge Genie verdient Unterstützung, daß er reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter

Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen."

Wir sehen aus diesem kurzen Bericht, wie es sich Neefe angelegen sein ließ, der leichten, oberflächlichen Conzertmusik gegenüber, seinem Schüler die ernsten und tiefen Seiten des Tonreichs zu eröffnen. Immer mächtiger regte sich in dem jungen Beethoven der erwachende Genius; auch seinem Aeußern sah man die waltende Kraft an. Alle die ihn um diese Zeit gesehen haben, schildern ihn sehr vortheilhaft, wie er im grünen Frack, weißseidenen Strümpfen, in geblümter Weste mit goldener Borde, mit Locken, Haarzopf und Degen, eine kleine aber kräftige Gestalt von schwarzbrauner Gesichtsfarbe und mit bald blitzendem, bald schwermüthigem Auge siegesgewiß zum Tucksaal schritt. Alle hörten ihn gern, aber, einsilbig und scheu, sprach er wenig, liebte die Einsamkeit und seine Ideen. So saß er häufig im Fischerschen Hause am Fenster nach dem Hofe hinaus, gedankenvoll seinen Kopf in die Hände stützend. Wer ihn anrief, bekam keine Antwort. Alle die ihn kannten, ließen ihn denken und betrachteten mit ehrfürchtiger Scheu dies ernste, melancholische Antlitz mit der mächtig gewölbten Stirn, mit dem geöffneten und doch geschlossenen Auge. Dann rauschte es durch seine Seele, das Getön der Welt war ihm verstummt, aber die Harmonien der Sphäreen ihm erschlossen. Als ihm einst die Tochter des Hauses Vorwürfe machte, daß er auf ihr „guten Morgen" nicht gedankt habe, sagte Ludwig: „Entschuldige mich, ich war in einem so schönen, tiefen Gedanken beschäftigt, daß ich mich nicht stören lassen

konnte." — Je höher er stieg, desto tiefer sank sein Vater. Oft holte ihn der Sohn Abends aus dem Weinhause trunken nach Hause. Die schöne Leinwand, welche man, nach einem Berichte, durch einen Ring ziehen konnte und der übrige Hinterlaß des verstorbenen Großvaters, nebst dessen Familienportrait mit der Troddelmütze und dem Notenstücke in der Hand, alles wurde verpfändet und verkauft: Ludwig wurde schon früh der Miterhalter der Familie und gewissenhafter, selbstloser als er, hat keiner je dieser Pflicht genügt.

III.

Sein erstes Auftreten.

Und wenn die Einsamkeit dir Himmelslicht gegeben,
Dann ziehe frei, auf daß die Welt erwarme,
Hinaus ins Treiben und ins Menschenleben.

So versuchten drückende, schwere Sorgen den freien, ersten Flügelschlag des erwachenden Genius zu lähmen. Dort standen unversorgte jüngere Brüder, eine zärtlich geliebte Mutter und ein leichtgesinnter Vater, hier mahnte die höhere Pflicht an die völlige Hingabe. Wem sollte er gehorchen? — Der dreizehnjährige Beethoven gewann um diese Zeit die mütterliche Theilnahme einer Frau, welche sehr bald in der rauhen Schale den herrlichen Kern erkannt hatte und sich nun berufen fühlte, mit Ernst und

Liebe den jungen Künstler auf die rechten, der Zukunft entsprechenden Bahnen zu führen. Sie wurde seine geistige Mutter. In dem Hause der Frau von Breuning verlebte Ludwig die glücklichsten Stunden. Hier saß er oft stundenlang und phantasirte auf dem Clavier; hier holte er sich Trost und Rath. In der Breuning'schen Familie ertheilte Beethoven die meisten Privatstunden und seine mütterliche Freundin wachte streng darüber, daß er diesem Anspruche, den das äußere Leben an ihn stellte, genügte. Manchmal siegte freilich der angeborene Drang zur Einsamkeit und die Scheu seines Genius vor solchen Mühen; er blieb aus und die Schüler im Hause seiner Gönnerin warteten vergeblich. Da aber die Wohnung der Familie Beethoven nicht weit entfernt lag, sandte Frau v. Breuning häufig hinüber, den Pflichtvergessenen holen zu lassen. Man sah ihn dann oft bis auf die Straße eilen, aber plötzlich wieder umkehren und verschwinden. Der Bote kam zurück und bestellte: Der Herr Hoforganist könne heute nicht, er wolle morgen dafür drei Stunden geben. Die gütige Senderin meinte hierauf wahl kopfschüttelnd: er habe gewiß wieder den Raptus. Dies adlige Haus wurde nach jeder Seite ein Hafen für den jungen Künstler. Hier lernte er vor allem erkennen, wie wenig für seine eigentliche Geistesbildung geschehen sei und daß er diese nachzuholen habe, um ein ganzer Mensch zu werden. In den Zirkeln der Frau v. Breuning hörte er zuerst die Namen Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller, Shakesspere und Milton; er las mit Begeisterung ihre Werke, in denen er das Walten desselben Genius er-

kannte, der auch in ihm sich regte. Mit Hilfe der Söhne des Hauses, seiner Freunde, erlernte er Lateinisch und vertiefte sich in das Studium der Griechen. Homer und Plato wurden seine vertrautesten Freunde.

Nicht minder wirkte der leichte, gesellige Ton, vor allem aber das lustige und naive Wesen der Eleonore v. Breuning, seiner Schülerin im Clavierspiel, vortheilhaft auf den unbeholfenen und eckig-ernsten Lehrer. Einst schrieb diese Tochter seiner Gönnerin, um ein Beispiel des freundschaftlichen Verkehrs vorzuführen, in einen Blumenkranz zum Geburtstage des jungen Künstlers:

Glück und langes Leben
Wünsch ich heute Dir;
Aber auch daneben
Wünsch ich etwas mir.

Mir in Rücksicht Deiner
Wünsch ich Deine Huld:
Dir in Rücksicht meiner
Langmuth und Geduld.

Dieser treuen Freundin widmete Beethoven später die Erstlinge seiner Wiener Compositionen und begleitete diese Widmung mit Worten der regsten Freundschaft und Dankbarkeit. Der ganzen Familie aber, die ihm in der Jugend Alles gewesen ist, hat Ludwig van Beethoven bis an seinen Tod Liebe und Dankbarkeit erhalten und besonders seiner mütterlichen Freundin oft mit Liebe gedacht.

Wenn also, wie wir gesehen, dem jungen Künstler Gelegenheit geworden, den Ausblick seines Geistes zu erweitern — mit eiserner Gewalt warf er sich doch stets auf die Entwickelung seines eigenartigen Talentes. In

der Welt der Töne lag sein Schwerpunkt; hier wollte er zu nie erreichten Höhen durchdringen. Aber eine Gefahr lag nahe. Mußte er nicht bei seinen frühen Erfolgen sich überschätzen? Konnte er sich nicht schon für einen vollendeten Künstler halten? Wer ihn sah, sein früh herangereiftes, kaltes aber gewaltiges Gesicht erblickte, der hätte sagen können: hier ist vermeinter Abschluß, Hochmuth und Dünkel. Wer aber tiefer schaute, dem verschloß sich nicht der Ausdruck gigantischen Ringens, jener Melancholie, welche denen so eigen ist, die vor der Höhle des Menschentreibens die ewigen Ideen geschaut haben und dessen ungeachtet mit dem aufreibenden, kleinlichen Placken des gewöhnlichen Lebens sich begnügen müssen. Aus allen späteren Briefen unseres Künstlers spricht sich diese Noth deutlich aus; der Widerspruch der Welt, Wirklichkeit und Ideal, zog früh in seine Brust und zeigt uns fortan sein Leben voll Gegensätze und kläglicher Leiden. Wie wahr aber Beethoven die hohe Aufgabe seiner Kunst aufzufassen verstand, wie sehr ihn der Ernst derselben ergriffen hatte, davon legt der sonderbare Brief, den er an seinen Herrn, den Churfürsten Max Friedrich, bei der Uebergabe seiner ersten Sonaten richtete, ein treffliches Zeugniß ab. „Seit meinem vierten Jahre", so heißt es in demselben, „begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden. So frühe mit der holden Musik bekannt, die meine Seele zu reinen Harmonieen stimmte, gewann ich sie und wie mir's oft wohl däuchte, sie mich wieder lieb. Ich habe nun schon meine 12 Jahre erreicht; undseitdem flüsterte mir oft meine Muse in den Stunden

der Weihe zu: Versuch's und schreib einmal deiner Seelen Harmonieen nieder!" — Zwölf Jahre — dacht ich — und wie würde mir die Autormiene lassen? und was würden dazu die Männer der Kunst wohl sagen? Fast ward ich schüchtern. Doch meine Muse wollt's — ich gehorchte und schrieb. Und darf ich's nun wohl wagen die Erstlinge meiner jugendlichen Arbeiten zu Deines Thrones Stufen zu legen? und darf ich hoffen, daß Du ihnen Deines ermunternden Beifalles milden Vaterblick wohl schenken werdest? O ja! fanden doch von jeher Wissenschaften und Künste in Dir ihren weisen Schützer, großmüthigen Beförderer, und aufsprießendes Talent unter Deiner holden Vaterpflege Gedeihen. —

Voll dieser ermunternden Zuversicht wage ich es mit diesen jugendlichen Versuchen mich Dir zu nahen. Nimm sie als ein reines Opfer kindlicher Ehrfurcht auf und sieh mit Huld auf sie herab und ihren jungen Verfasser L. v. Beethoven."

Die später immer mehr heraustretende Eigenartigkeit Beethovens, die stets bei allen Productionen den Geldgewinn nicht außer Acht ließ, die Dedicationen über Dedicationen an hochstehende Persönlichkeiten richtete, um ihre materielle Unterstützung zu erlangen, diese Sonderbarkeit zeigt sich in dem vorstehenden Briefe zum ersten Male: es ist der Appell eines großen Geistes an die großen Banquiers dieser Welt. — Der vorstehende erste Versuch scheint jedoch vor der Hand ohne den beabsichtigten Erfolg geblieben zu sein. Beethoven mußte sich deutlicher ausdrücken, und er thats. Noch ist jener Bericht vorhanden, in welchem der Graf v. Salm über des jungen

Hoforganisten Bittgesuch berichtet, und es heißt unter anderm in demselben: „des Supplikanten Vater ist neunundzwanzig und sein Großvater war sechsundvierzig Jahre in Ew. Gnaden Diensten und bei seiner sattsamen Fähigkeit verdient er es wohl mit einer kleinen ihm mildest beizulegenden Zulage begnadet zu werden." Jedenfalls wurde hierauf dem jungen Künstler eine Erhöhung seines Gehaltes zu theil; die Aufmerksamkeit aber und völlige Gewogenheit seines Herrn gewann Beethoven erst später durch einen vermittelnden Freund.

In Beethovens Verhältniß zu den Collegen der Kunst lag gewiß manches Mißliche für beide Seiten. Hier stand ein junger, aufstrebender, tiefsinniger Knabe, dort Erwachsene, auf ihr Metier, auf ihr Können eitle Männer. Nur wenige vermochten vorerst die Gaben des kleinen Organisten zu schätzen wissen und der Gedanke Wagners, daß man junge Künstler an die ersten Stellen und ältere an die letzten setzen müsse, hatte gewiß am allerwenigsten in jener Zeit Anerkennung. Manche Reibung mag stattgefunden haben, ehe Beethovens Genius den Sieg davon trug. Eine solche, von Wegeler erzählt, mag hier ihren Platz finden. An den Festtagen war es Sitte, daß die einzelnen Hofsänger ein irgend zur Feier sich eignendes Solostück unter der Begleitung Beethovens in der Kirche sangen. Einem sehr taktfesten Sänger gegenüber machte sich der junge Organist verbindlich, ihn durch eine eigenartige Begleitung aus der richtigen Melodie zu werfen. Als nun dieser die Berechtigung hierzu etwas vorschnell gab, geschah es wirklich, daß der Solist, trotzdem Beethoven die Melodie

fortdauernd mit dem kleinen Finger spielte, herausfiel und den Schluß nicht finden konnte. Alle horchten verwundert, ja selbst der damalige Chef der Kapelle, Luchesi, zeigte sich durch das Spiel des Künstlers überrascht. Trotz der Einstimmung des Sängers mit der Absicht des Organisten, verklagte jener diesen dennoch zornig beim Churfürsten. Doch der, ein geistreicher, junger und selbst muthwilliger Herr, lachte und befahl seinem Kapellisten für die Zukunft eine einfachere und bessere Begleitung, und Beethoven selbst erzählte später seinen Freunden, der Churfürst habe ihm dergleichen Geniestreiche untersagt und einen sehr gnädigen Verweis ertheilet.

Mittlerweile waren aber die häuslichen Verhältnisse der Familie Beethoven stets zurückgeschritten. Die Hausfrau verlor allmählich ihre Gesundheit und mit ihr die Kraft den Hausherrn zu zügeln. In der ersten Zeit der Ehe warf der sonst herzensgute Hoftenorist, von der Hofrendantei kommend, all sein Geld der lachenden Frau mit den Worten in die Schürze: Hier, nun kannst du haushalten. Er bekam dann so viel von derselben, daß er in heißen Tagen in einem gegenüberliegenden Weinhause eine Flasche Wein mit Wasser trinken durfte. Doch später nahm sein Hang je länger je mehr zu und brachte ihn bald so weit, daß er in der Conduitenliste der Kapelle als „eines nur ziemlichen Betragens“ aufgeführt wurde. Man erinnerte sich noch, daß er einst von der Polizei aufgegriffen, zum Stadthause geführt worden ist, da kommt sein Sohn Ludwig — ihn sehen, zornig ihn befreien und heimführen ist das Werk eines Augenblicks.

Endlich mußte unser Künstler selbst um die Entlassung seines Vaters einkommen, da eine solche schon angedroht war. Hundert Thaler verblieben dem letzteren, andere hundert und drei Malter Korn wurden dem Sohne für die Erziehung seiner Geschwister zugeschrieben. Johann van Beethoven aber ward noch bemerkt, daß er sich bei übler Führung aus Bonn zu entfernen habe.

In der Zeit, da jedes Talent, jedes Genie anhebt Wurzel zu schlagen und Blüthen einzusetzen, in der ersten schönen Frühlingszeit trafen immer schwerere Sorgen, moralische Gefahren den jungen Künstler. Vor seinen Augen stürzte seine geliebte Mutter dahin, stand ein leichtsinniger, pflichtvergessener Vater, unversorgte Geschwister. Aber was er der ersteren, der sorgenvollen, versprochen, er hat es gehalten bis zum letzten Athemzuge: Vaterstelle vertrat er nicht allein bei seinen Brüdern, auch bei seinen weitern Verwandten.

Damals unterstützte die Familie ein befreundeter Künstler, ein Ehrenmann, dem Beethoven die Seinigen als er nach Wien reiste, anempfohlen hatte, und welcher sich derselben stets annahm. Hier sei sein Name genannt und aufbewahrt, er hieß Franz Ries. Als später der Sohn dieses Jugendfreundes mit einem Empfehlungsschreiben seines Vaters nach Wien reiste, wo unterdessen Beethovens Name sich die höchste Achtung erworben hatte, traf er den Meister an seinem Oratorium: Christus am Oelberge. Der Componist las den überreichten Brief und sprach gerührt: „Schreiben Sie

Ihrem Vater, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb.“ Ferdinand Ries wurde Beethovens Schüler und sein treuester Freund.

IV.

Mozart und Beethoven.

Es sehnt sich ewig dieser Geist ins Weite
Und möchte fürder immer fürder streben.
Nie könnt' ich lang an einer Scholle kleben
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.
Platen.

Auf seiner Reise nach London kam auch Haydn an den Churkölnischen Hof nach Bonn. An einem Sonntagmorgen war der Churfürst nebst seinem Gaste in der Schloßkapelle -– da tönte es mächtig durch die Hallen, eine Haydn'sche Composition brauste durch die Orgel und ob diesem Willkommensgruße stand der Meister gerührt da, eine Thräne glänzte in seinem Auge als die Orgel schwieg; — er sah Beethoven, Beethoven ihn.— Doch noch lebte der Maestro dessen Stern alle überstrahlte, der Künstler von Gottes Gnaden, noch lebte Mozart. Ihn zu sehen, sein Spiel zu hören und sein Schüler zu werden, war Ludwig van Beethovens innerstes Bestreben. Endlich sollte auch dieser Tag kommen. Geld, wenn auch nur das nothdürftigste, Urlaub in seiner

Stellung zum Hofe war erlangt worden und unter den Segenswünschen seiner Verwandten, Freunde und Gönner zog er nach Wien. Eine solche Reise war aber in seinen Zeiten mit den größten Schwierigkeiten verbunden und bedenkt man nun obendrein das jugendliche Alter unseres Reisenden, er war ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt, wie gewaltig muß sein Streben, wie glühend sein Verlangen gewesen sein, die Palme der Kunst zu erringen, daß er allen Gefahren zum Trotz hinzog. Da stand er vor Mozart, trug ihm sein Begehren vor und übereichte ihm seine Empfehlungen. Er sollte irgend etwas spielen. Wie mochte er zittern, stand doch hinter ihm der größte Meister des Jahrhunderts, hing doch von seinem Spiel seine Zukunft ab. Beethoven trug vor. Als er geendigt, erwartete er bange den Urtheilsspruch Mozarts; doch nur einige kühle, allgemeine Worte des Lobes kamen über des Künstlers Lippen, welcher glaubte ein auswendig gelerntes Bravourstück gehört zu haben. Da erst wurde Beethoven warm, und er erbat sich ein Thema zu einer Phantasie. — Bald brauste es immer mächtiger und gewaltiger dahin und Mozart stand, mit wachsender Spannung dem Spiele lauschend, da: er blickte in die ursprüngliche Welt eines ebenbürtigen Genius. „Von dem wird die Welt einst sprechen,“ das waren die einzigen, aber freilich schwer wiegenden Worte, welche der große Maestro, den ihn fragend anblickenden, erstaunten Mithörern zuflüsterte. Beethoven wurde als sein Schüler angenommen und der Unterricht gleich begonnen.

So stand der junge Hoforganist am Ziel seiner Wünsche. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel

die Nachricht, daß die geliebte Mutter erkrankt sei und wohl nicht wieder besser werden würde. Stets ward Beethoven an den Scheideweg gestellt; hier rief die irdische, dort die geistige Pflicht; er gehorchte der ersteren. Nur mit schweren Herzen riß er sich von seinem eben gewonnenen Lehrer los, dessen berühmte Meisterschaft im Clavierspiel kennen zu lernen ihm, dem Erwartungsvollen, nicht vergönnt war. Mit wenigem Gelde trat er seine Rückreise an. In Augsburg besuchte er den Clavierfabrikanten Stein und ward auch in die Familie des Advokaten von Schaden eingeführt. Die Tochter des ersteren und die Frau des letzteren waren berühmte Clavierspielerinnen; ja Reichardt meint, daß Frau von Schaden von keinem Virtuosen ihrer Zeit übertroffen worden wäre. Man nahm den trauernden, jungen Künstler, von dem man schon Manches gehört hatte, tröstend und herzlich auf, ermunterte ihn und suchte sein gesunkenes Vertrauen wieder aufzurichten. Als er dann, von Sorgen um seine kranke Mutter getrieben, fortreiste, lieh ihm Herr von Schaden das Reisegeld und dies wurde die Ursache eines späteren Briefes, der uns die damals recht trostlose Lage des Künstlers, seine ganze äußere und innere Noth enthüllt. Er ist datirt vom 15. October 1787 und lautet:

„Was sie von mir denken, kann ich leicht schließen; daß Sie gegründete Ursachen haben, nicht vortheilhaft von mir zu denken, kann ich Ihnen nicht widersprechen; doch ich will mich nicht eher entschuldigen, bis ich die Ursachen angezeiget habe, wodurch ich hoffen darf, daß meine Entschuldigungen angenommen werden. Ich muß

Ihnen bekennen, daß, seitdem ich von Augsburg hinweg bin, meine Freude, und mit ihr meine Gesundheit begann aufzuhören; je näher ich meiner Vaterstadt kam, je mehr Briefe erhielt ich von meinem Vater, geschwinder zu reisen als gewöhnlich, da meine Mutter nicht in günstigen Gesundheitsumständen wäre; ich eilte also so sehr ich vermochte, da ich doch selbst unpäßlich wurde: das Verlangen meine kranke Mutter noch einmal sehen zu können, setzte alle Hindernisse bei mir hinweg, und half mir die größten Beschwernisse überwinden, ich traf meine Mutter noch an aber in den elendsten Gesundheitsumständen; sie hatte die Schwindsucht und starb endlich ungefähr vor sieben Wochen nach vielen überstandenen Schmerzen und Leiden, sie war mir eine so gute und liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin; o wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört, und wem kann ich ihn jetzt sagen? den stummen ihr ähnlichen Bildern, die mir meine Einbildungskraft zusammen setzt? So lange ich hier bin, habe ich noch wenige vergnügte Stunden genossen, die ganze Zeit hindurch bin ich mit der Engbrüstigkeit behaftet gewesen, und ich muß fürchten, daß gar eine Schwindsucht daraus entstehet; dazu kommt noch die Melancholie, welche für mich ein fast eben so großes Uebel als meine Krankheit selbst ist. Denken Sie sich jetzt in meine Lage, und ich hoffe Vergebung für mein langes Stillschweigen von Ihnen zu erhalten. Die außerordentliche Güte und Freundschaft, die sie hatten, mir in Augsburg drei Karolin zu leihen, muß ich Sie bitten noch einige Nachsicht mit mir zu haben, meine

Reise hat mich viel gekostet, und ich habe hier keinen Ersatz, auch nicht den geringsten, zu hoffen; das Schicksal hier in Bonn ist mir nicht günstig.

Sie werden verzeihen, daß ich Sie so lange mit meinem Geplauder aufgehalten, alles war nöthig zu meiner Entschuldigung.

Ich bitte Sie, mir ihre verehrungswürdige Freundschaft weiter nicht zu versagen, der ich nichts so sehr wünsche, als mich ihrer Freundschaft nur in etwas würdig zu machen,

ich bin mit aller Hochachtung ihr
gehorsamster Diener und Freund Beethoven.

Wir haben den vorstehenden Brief unverkürzt wiedergegeben, da er ein lebendiges Zeugniß ablegt von dem dankbaren Gemüth des jungen Künstlers, von seiner nie versiegenden Liebe zu allen, die ihm wohlwollten. Er ist der Anfang aller jener Klagebriefe, welche seinen spätern Leiden entflossen. Eine dumpfe Trostlosigkeit hatte sich damals seiner bemächtigt: seine Mutter war dahin und mit ihr die einzige Freude, welche ihn an seine Familie fesselte; seine langjährige Sehnsucht, Mozart spielen zu hören, sie wurde ihm, so nahe am Ziele, so bitter vereitelt.

Ihn, den einzig würdigen Lehrer eines solchen Schülers, sollte er nicht wiedersehen. Mozart sank in ein frühes Grab, ehe er Beethovens Adlerflug, den er vorhersagte, geschaut hatte. Auf diesen gebt Acht! so sprach der Meister, und denen er es zuflüsterte, sie erinnerten sich später des Wortes des vielbetrauerten Mozart kaum mehr. Von unten mußte sich der nach

Wien wiederkehrende Bonner Künstler hinaufarbeiten, ehe er den Platz einnahm, den ihm der größte Meister der damaligen Zeit viele Jahre früher in jenem Wort schon vorbestimmt hatte. So stehen diese beiden größten Componisten, vom neidischen Geschick nur durch eine Spanne Zeit getrennt, einzeln und einsam da. Es war ihnen nicht vergönnt, wie Göthe und Schiller, mit denen sie vielfach verglichen sind, einen Weg zu wandeln, einer an des andern Bahnen theilnehmend sich zu stärken und zu begeistern. Sie wechselten nur einen flüchtigen Gruß, ein Erkennen und dann folgte ein Nimmerwiedersehn.

V.

Die letzte Zeit in Bonn.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.
Schiller.

Einen der wärmsten Verehrer, welchen Beethoven um diese Zeit fand, war der Graf von Waldstein. Nachdem derselbe nur einmal die tiefsinnigen, wunderbaren Phantasieen des ersteren gehört hatte, erkannte er die Stimme des Genius und fortan ward er sein Freund,

Gönner und Fürsprecher beim Churfürsten Max Franz, bei dem er viel vermochte. Auch er war der Familie Breuning befreundet und wirkte mit der geistvollen Frau dieses Hauses dem schwermüthigen Geiste des jungen Künstlers, jedem Abwege von der Bahn zur Vollendung entgegen; beide ersetzten ihm Vater und Mutter. Auch Geldunterstützungen, werthvolle Geschenke, als einen kostbaren Flügel, wendete der Graf seinem Günstlinge unter Formen zu, welche den freiheitsstolzen, leicht verletzten Sinn Beethovens nicht aufregten, indem sie als Gratificationen des Churfürsten bezeichnet wurden. Zu einem großartigen Feste, welches von Waldstein dem rheinischen Adel gab, setzte Beethoven, auf Bitten seines Gönners die Musik. Der Tag kam. Plötzlich brauste ein Marsch dahin. Alles schwieg, jeder hörte mit Bewunderung die immer gewaltiger auftretenden Accorde dieser Schöpfung. Keiner wußte, wer sie gedacht und gesetzt. Der Festgeber, den man fragte, schwieg, schaute lächelnd nach Beethoven hinüber, der in Nachdenken versunken dastand.

Die Compositionen dieser Periode, in welcher theilnehmende Freunde sich Beethovens annahmen, ihm die bittere Erfahrungen des Lebens vergessen zu machen suchten, in der sein Körper noch frei von dem Leiden späterer Tage war, tragen allesammt den Character mehr frohsinniger Muse. Auch äußerlich erscheint er liebenswürdiger. Alle achten und schätzen ihn. Täglich wächst sein Ruhm und die Flugkraft seines Genius. Ein Musikfreund damaliger Zeit, welcher ein Urtheil über die Churkölnische Capelle fällte, sagte in demselben:

„Noch hörte ich einen der größten Spieler auf dem Clavier, den lieben, guten Beethoven. Zwar ließ er sich nicht im öffentlichen Concert hören, weil das Instrument seinen Wünschen nicht entsprach. Indessen, was mir unendlich lieber war, ich hörte ihn phantasiren, ja ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, sanftgestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen, nach dem beinahe unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen, nach dem Ausdrucke und der Fertigkeit seines Spiels. Ich wüßte also nicht, was ihm zur Größe eines Künstlers noch fehlen sollte. Ich habe Vogler gehört und seine außerordentliche Fertigkeit bewundert . . . aber Beethoven ist sprechender, bedeutender, ausdrucksvoller und mehr für das Herz. Selbst die sämmtlichen vortrefflichen Spieler der Capelle sind seine Bewunderer und ganz Ohr, wenn er spielt. Nur er ist der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Doch gestand er mir, daß er bei den bekanntesten guten Clavierspielern selten das gefunden, was er zu erwarten sich berechtigt geglaubt hätte: Sein Spiel unterscheidet sich auch so sehr von der gewöhnlichen Art das Clavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eigenen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziele der Vollendung, an welchem er jetzt steht, zu kommen.“

Der Churfürst Maximilian von Cöln war als Großmeister des deutschen Ordens im Jahre 1791 genöthigt nach Mergentheim, der Hauptstadt der Ritter zu reisen. Um sich die Zeit zu verkürzen, nahm er seine Kapelle und Schauspieler mit, welche auf besonderen

Schiffen rheinaufwärts fahren mußten. Dieser Reise erinnert sich Beethoven später so lebhaft, daß wir einige Vorkommnisse mitzutheilen nicht unterlassen können. Unter den Hofschauspielern befand sich ein ausgezeichneter Komiker mit Namen Lux. Unerschöpflich im Witz, Einfällen und losen Streichen, sprudelnd im Uebermuth war er bei seiner im Grunde gutmüthigen Natur, der Liebling, die Seele der ganzen, reisenden Gesellschaft. Plötzlich hieß es: Lux soll unser König sein! Dieser ging auf den Gedanken ein und wählte sich seine Minister und seinen Hof. Ries wurde Finanzminister, Bernhard Romberg und Beethoven Küchenjungen. Jeder Künstler bekam ein vom Könige Lux unterschriebenes Diplom und alle versprachen, bis Mergentheim sich unbedingt den Befehlen ihres selbstgewählten Oberhauptes zu fügen. Daß diese Reise eine Quelle froher Erinnerungen in Beethoven zurückließ, daß er selbst in späteren Jahren mit großer Freude ihrer gedachte: theils lag es wohl an diesem lustigen gesellschaftlichen Verhältniß, dem alle Lebenssorgen unterlagen, theils an der magischen Schönheit der Gegend. Noch waren die Ufer des Rheins mit Burgen und Schlössern geziert, welche in dem nachfolgenden Kriege ihres Schmuckes beraubt wurden; noch war die Wasserstraße des Rheins der große Verkehrsweg zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, unzählige Schiffe bedeckten seinen Spiegel. Auf beiden Seiten prangten die Bauwerke kleiner Fürsten und Staaten; jeder suchte es dem anderen hierin zuvor zu thun. Nützlichkeitsmotive herrschten in diesem Zeitalter noch nicht; daher trugen alle Werke den Stempel des Angenehmen

und des Frohsinns. Mit Recht können wir diese wundervolle, lustige Künstlerfahrt als ein letztes Aufjauchzen einer Zeit betrachten, nach welcher so manche Künstler sich zurücksehnen. Wie Milton mit Verlangen zurückschaute nach der eben vergangenen Welt des Shakesspere, nach der Periode des „lustigen Englands," in der die Erde durch den Spiegel der Phantasie im heitersten Lichte erschien, zurückschaute aus Jahrzehnten, da die englische Revolution hereinbrach und mit Gewalt den Verstand als Herrscher auf den Thron setzte, so blickte auch Beethoven auf jene Rheinfahrt als auf einen der schönsten Momente seines Lebens zurück. Noch eine kurze Zeit — da brachen die Säulen der alten Zeit vor dem Sturme aus Westen donnernd zusammen. Eine andere Welt entstand und beherrschte das heranbrechende Jahrhundert. —

Beethoven erwarb sich das Wohlgefallen seines neuen Herrn und kurz vor Bingen berief der König Lux seinen Hof und redete ihn an: „Unterthanen, Stützen und Räthe meines Reiches, wir ernennen hiermit unsern Küchenjungen Beethoven, wegen seiner Verdienste um den Staat, zu unserm Pagen." Feierlich ward ihm dann ein Diplom überreicht, welches mit den Worten begann: „Gegeben auf der Höhe von Rüdesheim." Aehnlich der goldnen Bulle wurde diesem Schreiben mit einem aus Segeltuch gezogenen Faden ein großes Pechsiegel in einer blechnen Kapsel angehängt, und dieses Schriftstück nebst seinem Anhängsel bewahrte Beethoven sorgfältig auf, nahm es mit nach Wien und erinnerte sich der lustigen Majestät, der prächtigen Fahrt oft und

gern in einer Zeit, da ungetrübte Freude ihm fremd geworden war.

Endlich kam die fröhliche Gesellschaft an den Ort ihrer Bestimmung und dem Künstlerkönig wurde nun Krone und Scepter genommen. In Aschaffenburg war der augenblickliche Aufenthaltsort des Fürsten und hier lebte einer der bedeutendsten Claviervirtuosen seiner Zeit, der Abbé Sterkel, dessen Spiel man die höchste Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie nachrühmte. Mit seinen Freunden Ries, Romberg und Simrock machte sich Beethoven auf, ihn zu besuchen. Schon lange wünschte er ein gutes Vorbild der besten Art im Clavierspiele zu hören. Mozart, der während Beethovens Anwesenheit in Wien durch mancherlei Sorgen gedrückt war, hatte vor seinem Schüler nie gespielt und dieser glaubte, sein eignes Spiel sei durch die Orgel zu hart und schwerfällig geworden und freute sich sehr, endlich einmal etwas Mustergültiges zu hören. Sterkel spielte und — mit vollendeter Meisterschaft. Er erhob sich; alle verlangten, daß nun auch Beethoven sich hören lassen sollte. Doch dieser weigerte sich hartnäckig, sei es aus dem bekannten, später noch mehr sich entwickelnden Eigensinne, der auf Wunsch oder Befehl nichts thun wollte, oder, daß er sich scheute nach solcher Ausführung zu spielen. Doch der listige Abbé wußte ihn zu bewegen. Nach einer Melodie des Capellmeisters Righini „Vieni Amore“ hatte Beethoven vierundzwanzig Variationen gesetzt und diese waren dem Aschaffenburger Virtuosen bekannt; er bezweifelte fein, daß ihr Urheber einzelne derselben selbst spielen könnte. Da loderte das Feuer Beethoven's hell auf,

schweigend setzte er sich hin und aus dem Gedächtniß spielte er diese Variationen sowohl als noch manches andere zur größten Ueberraschung der Zuhörer in derselben gefälligen Manier, die man bei Sterkel bewunderte.

Durch den Aufenthalt in Aschaffenburg war der Churfürst mit den einzelnen Künstlern seiner Capelle in ein näheres Verhältniß getreten, und hier mochte er besonders auf die Talente seines Pianisten Beethoven aufmerksam geworden sein. Als nun bald darauf die Gesellschaft wieder nach Bonn zurückgekehrt, gelang es der Verwendung des Grafen v. Waldstein, seinem Schützling eine Studienreise auf churfürstliche Kosten nach Wien, wo damals Männer wie Haydn und Albrechtsberger Composition lehrten, auszuwirken. Mozart war freilich schon abgerufen, aber dennoch blieb die östreichische Hauptstadt die Metropole der Musik. Nichts hielt den nunmehr zweiundzwanzigjährigen Künstler in Bonn zurück. Seine Mutter war längst gestorben, für seine Geschwister sorgte der Fürst.

Beethoven hatte damals eine glühende Leidenschaft für ein Fräulein von Westerhold gefaßt, welche er öfter in dem v. Breuning'schen Hause bei ihrer beiderseitigen Freundin Eleonore traf. Seine Reise nach Wien riß ihn gewaltsam aus diesen Fesseln, und er hatte bald im Dienste der Muse sein Leid überwunden. Auch sein alter Lehrer Neefe scheint sich eifrig für Beethovens Sendung am Hofe ausgesprochen zu haben. „Im November," so heißt es von seiner Hand in einer musikalischen Zeitschrift, „reiste L. van Beethoven, zweiter

Hoforganist und unstreitig einer der ersten Clavierspieler, auf Kosten unseres Churfürsten nach Wien zu Haydn, um sich in der Setzkunst zu vervollkommnen." Daß Beethoven von Wien aus ihm dankbar geschrieben: „Ich danke Ihnen für Ihren Rath, den Sie mir sehr oft bei dem Weiterkommen in meiner göttlichen Kunst ertheilten. Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie dazu beigetragen" . . . theilte Neefe, innerlich gehoben durch den Gedanken, ein Genie unterstützt zu haben, in obiger Nachricht mit. Der Graf v. Waldstein, die Familie v. Breuning, Neefe und Ries waren Beethovens treueste Freunde während mancher schönen, aber auch drangsalsvollen Zeit seines Bonner Lebens. Ihnen gebührt der Ruhm, die Talente des jungen Künstlers gefördert, neidlos und mit Freude seinem beginnenden Adlerfluge zugeschaut zu haben. Beethoven zog im Jahre 1792 nach Wien. Bald hernach jagte die Schreckensarmee die Künstlerschaft in Bonn sammt ihrem Churfürsten davon; Beethoven sah die Stadt seiner Jugend nicht wieder.

Wie tief aber alle die schönen Tage seiner Jugendzeit in seiner Erinnerung festgewurzelt standen, davon zeugt folgende Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1800 an seinen Freund Wegeler: „Daß ich Dich und überhaupt Euch, die ihr mir so lieb und theuer waret, vergessen könnte, nein, das glaubt nicht; es giebt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen wünsche. — Mein Vaterland, die schöne Gegend in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so deutlich vor Augen, als da ich Euch

verließ; kurz ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann. Wann dies sein wird, kann ich Dir noch nicht bestimmen. — So viel will ich Euch sagen, daß Ihr mich nur recht groß wiedersehen werdet; nicht als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt Ihr mich besser, vollkommener finden, und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserm Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glückseliger Augenblick, wie glücklich halte ich mich, daß ich dich herbeischaffen, dich selbst schaffen kann.“

IV.

Lehrjahre.

> Der die Dämmerung sendet, — der sendet die Röthe des Morgens.

Still und fremd zog der junge Musikus in Wien ein. Keiner kannte ihn, keiner bot ihm seine Hülfe an; er mußte sich selbst einrichten, so gut es ging. Bald trat er bei dem Meister Haydn an, um ihm seine Empfehlungen zu überreichen und dieser, der ihn noch von Bonn her kannte, war aufs Neue erstaunt über des jungen Künstlers Talente in der Composition und berichtete nach Bonn „er würde ihm große Opern auf=

geben, und bald aufhören müssen zu componiren.“ Es entwickelte sich anfangs ein schönes Verhältniß zwischen beiden Künstlern. Haydn trank häufig in Beethovens Wohnung, welche „auf der Erd“ lag, im innigen Verkehr mit diesem, seinen Kaffee. Bald aber sah er, daß der Schüler, wenn er in der begonnenen Weise fortschritte, ihn überflügeln würde; er ward nachlässig im Corrigiren der Fehler, ein gespanntes Verhältniß brach herein, das sich lange hinzog und erst später wieder ausgeglichen wurde.

Nur allmählich hat Beethoven auch in Wien sich Bewunderer und Freunde erworben. Einer der ersten, welche den jungen Künstler spielen hörte, war der Virtuose Gelinek. Dieser erzählte eines Tages dem Componisten Schenk, daß er einen jungen Menschen kenne, der eine Virtuosität auf dem Pianoforte bewähre, wie sie, außer bei Mozart, niemals gehört worden. Ein anderes Mal erwähnte er, daß Beethoven bereits vor einem halben Jahre bei Haydn die Lehre des Contrapunktes angefangen, aber wenig Fortschritte mache. Er endete mit der Bitte, Schenk möge dem jungen Künstler behülflich sein. Endlich wurde eine Zusammenkunft in der Wohnung Gelineks verabredet. Beethoven kam, setzte sich an das Clavier und phantasirte eine halbe Stunde. „Das war ein heller Tag, ein volles Licht!“ rief der begeisterte Schenk viele Jahre nachher bei der Erinnerung an diese Stunde aus. „Da gab es kein kraftloses Zergliedern; aus einigen hingeworfenen Figuren entwickelten sich die reichsten Motive, voll Wahrheit und Anmuth. Plötzlich trat er in weit entfernte Tonleiter, heftige Leidenschaft

ausdrückend; gefälligere Modulationen führten wieder zu einer himmlischen Melodie, nun veränderte er die süßen Klänge in wehmüthige, scherzende, tändelnde; jede dieser Figuren hatte ihren bestimmten Character; jede war kühn und neu, aber auch klar und richtig; sein Spiel war vollkommen wie seine Erfindung. Und dieser Meister war damals noch ganz unbekannt." Einen Tag später besuchte Schenk den jungen Künstler. Die große Unordnung, die im Wohnzimmer herrschte, befremdete ihn ein wenig, da er von Jugend auf bedächtig und gemessen war; ohne sich etwas merken zu lassen betrachtete Schenk die contrapunktischen Uebungen und sah in denselben einige Fehler, welche Haydn übersehen hatte. Damals sprach Beethoven sich sehr gereizt aus. Voll Eifer und Wißbegierde sei er nach Wien gekommen und an einen großen Mann gewiesen, und es wolle dennoch in der Hauptsache nicht recht vorwärts. Haydn war zu oft abwesend, überdies zu sehr mit seinen Werken beschäftigt, als daß er sich um den Unterricht genau bemühen konnte, und obendrein würde die gründliche Befassung mit einem solchen Feuergeiste, wie Beethoven es war, seine ganze Zeit und Kraft erfordert haben. Der junge Künstler bat nun in seinem Unmuthe den Componisten Schenk um Unterweisung, worauf dieser unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses und daß die Stunden bei Haydn fortgesetzt würden, mit Freuden einging. Ein Jahr scheint dieser Unterricht gedauert zu haben, Haydn merkte nichts und machte zeitweilig die Fortschritte Beethovens, seines Schülers, öffentlich bekannt; ja, er wollte ihn sogar mit nach London neh-

men, um ihn dort einzuführen. Einst als er Haydn nach einer Stadt folgen mußte, konnte er seinem geheimen Lehrer, der zur bestimmten Zeit ihn aufsuchte, solches nicht mehr mittheilen. Der hinterlassene Brief zeugt von Beethovens Dankbarkeit und Liebe. Er heißt: „Lieber Schenk! Ich wußte nicht, daß ich schon reisen würde . . . Gern hätte ich noch mit Ihnen gesprochen. Unterdessen rechnen Sie auf meine Dankbarkeit für die mir erzeigten Gefälligkeiten. Ich werde mich bestreben, Ihnen Alles nach meinen Kräften gutzumachen. Ich hoffe Sie bald wiederzusehen und das Vergnügen Ihres Umganges genießen zu können. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht ganz Ihren Beethoven."

Immer größer ward allmählich die innere Erbitterung des Schülers gegen den Lehrer. Da nun vollends der „Großmogul" wie ihn Beethoven oft zornig nannte, verlangte, daß er sich auf dem Titelblatte einer Sonate „Schüler des Haydn" nennen solle, sträubte sich der junge Künstler entschieden gegen diese Demüthigung. Zu seinen Freunden aber äußerte er bei dieser Gelegenheit: „daß er zwar einigen Unterricht bei Haydn gehabt, aber nie etwas von ihm gelernt habe." Als Beethoven sein erstes Werk, drei Trios, herausgeben wollte und Haydn's Urtheil sich erbat, sagte dieser zwar manches Schöne über dieselben, widerrieth aber die Herausgabe des letzten in C-moll. Dies fiel Beethoven auf, weil er es für das Beste derselben hielt, und es machte, so erzählt Ries, diese Aeußerung auf ihn einen bösen Eindruck und ließ dem Gedanken Raum: Haydn sei eifersüchtig, neidisch und meine es nicht gut. Nur mit Mühe

erhielt sich, wie gesagt, zwischen den Künstlern ein gutes Verhältniß und erst bei der Abreise Haydn's nach London wurde dem unbehaglichen Verkehre ein erwünschtes Ende gesetzt. Beethoven wandte sich dann zu dem berühmten Lehrer Albrechtsberger, dessen er später mit Anerkennung gedenkt. Dieser war ein vorzüglicher Meister auf der Orgel und in der Composition und genoß als Schriftsteller in der letzteren einen weiten Ruf.

Wenden wir uns jetzt zu den anderen Verhältnissen unseres Künstlers.

Durch die Empfehlungen seiner Gönner in Bonn wurden ihm allgemach die Thüren zu den höchsten Kreisen in Wien geöffnet. Als Schüler des berühmten Haydn, als Virtuose auf dem Clavier und der Orgel, als ein Künstler, der durch seine Phantasieen aus dem Stegreife die Erinnerung an Mozart so lebendig wach rief, zählte er bald die bedeutendsten Männer zu seinen Freunden. Die Fürsten Lychnowsky und Esterhazy, Grafen und Barone warben um seine Gunst, luden ihn auf ihre Güter, zogen ihn zu ihren glänzenden Festen heran. „Dies ist der Mann, welcher uns für den Verlust Mozart's trösten wird," so sprachen hervorragende Männer, welche die ersten Werke Beethovens hörten und verstanden. Aber trotz seines steigenden Ruhmes vergaß der junge Meister nicht seiner Heimath und seiner Lieben. Der Churfürst, welcher ihn auf seine Kosten nach Wien gesandt hatte, wurde bald durch die Revolutionsarmee von Land und Leuten vertrieben; Beethoven mußte sich selbst erhalten und obendrein noch seine Familie unterstützen. Sein Vater war im ersten Jahre nach der Abreise

seines Sohnes gestorben; seine beiden Brüder standen hilflos da, er ließ sie nach Wien kommen und nahm sich ihrer an. Auch der übrigen Freunde seiner Jugendzeit in Bonn gedachte Beethoven oft und gern. Seine Erstlingsproducte dedicirte und schickte er seiner Freundin Eleonore von Breuning ein. „Man plagte mich hier," so schrieb er dabei, „um die Herausgabe dieses Werkchens, und ich benutze diese Gelegenheit um Ihnen, meine verehrungswürdige Eleonore, einen Beweis meiner Hochachtung und Freundschaft gegen Sie und eines immerwährenden Andenkens an Ihr Haus zu geben. Nehmen Sie diese Kleinigkeit hin und denken Sie dabei, sie kommt von einem Sie sehr verehrenden Freunde ... Es sei eine kleine Wiedererweckung jener Zeit, wo ich so viele und so selige Stunden in Ihrem Hause zubrachte; vielleicht erhält es mich im Andenken bei Ihnen, bis ich einst wiederkomme, was nun sobald nicht sein wird ... Sie werden dann einen fröhlichern Menschen an Ihrem Freunde finden, dem die Zeit und sein besseres Schicksal die Furchen seines vorhergegangenen, widerwärtigen ausgeglichen hat . . . Die Variationen werden etwas schwer zum Spielen sein, besonders die Triller im Coda. Das darf Sie aber nicht abschrecken. Es ist so veranstaltet, daß Sie nichts als den Triller zu machen brauchen, die übrigen Noten lassen Sie aus, weil sie in der Violinstimme auch vorkommen. Nie würde ich so etwas gesetzt haben; aber ich hatte schon öfter bemerkt, daß hier und da einer in Wien war, welcher meistens, wenn ich des Abends phantasirt hatte, des andern Tages viele von meinen Eigenheiten aufschrieb und sich damit brüstete.

Weil ich zum Voraus sah, daß bald solche Sachen erscheinen würden, so nahm ich mir vor, ihnen zuvor zu kommen. Eine andere Ursache ist auch dabei, die hiesigen Claviermeister in Verlegenheit zu setzen, nämlich: Manche davon sind meine Todfeinde und so wollte ich mich auf diese Art an ihnen rächen, weil ich voraus wußte, daß man ihnen die Variationen hier und da vorlegen würde, wo die Herrn sich dann übel dabei produciren würden."

Damals war auch Wegeler, Beethovens Freund und der spätere Gatte der Eleonore von Breuning nach Wien gekommen und in einen nahen Verkehr mit dem Meister getreten. Beethoven, so berichtet derselbe, kannte nicht den Werth des Geldes und war nichts weniger als ökonomisch. Um Mittag speiste er gewöhnlich in einem Gasthause und um vier Uhr noch einmal bei dem Fürsten Lichnowsky. Als dieser einst seinem Jäger die Weisung gab, im Falle, daß der Künstler und er zugleich klingeln würden, diesen zuerst zu bedienen, schaffte sich Beethoven, der solches durch Zufall gehört hatte, einen eigenen Bedienten an und ebenso ein Pferd, als der Gastfreund ihm seinen Marstall zur Verfügung stellte. Vom Grafen Browne, dem er einige Variationen componirt hatte, erhielt er ein schönes Reitpferd zum Geschenk. Nachdem er dieses einige Male benutzt, vergaß er es, und der Bediente machte lange für sich durch Verleihen desselben ein lucratives Geschäft. Häufig mochte der Meister seinem so mißbrauchten Eigenthume begegnet sein, ohne zu

ahnen, daß es ihm gehöre, bis eine große Futterrechnung ihn an seinen Besitz errinnerte.

Schon damals begannen die Charactereigenthümlichkeiten des Meisters, die später ihm so manchen Freund vertrieben und abwendig machten, sich zu gestalten. Zeigte sich in Bonn schon seine Unlust in der Ertheilung von Unterrichtsstunden, so steigerte sich dieselbe in Wien noch mehr und nur die Dankbarkeit gegen seinen Freund und Wohlthäter Ries in Bonn vermochte es, daß sich Beethoven herbeiließ, der Führer seines Sohnes zu sein. Als Lehrer eines kaiserlichen Prinzen aber schrieb er später an seinen ersten Schüler: „Der Aufenthalt des Erzherzogs Rudolph hier in Wien dauerte fast vier Wochen. Da mußte ich alle Tage drittehalb, auch drei Stunden Lection geben und verlor dadurch viel Zeit. Nach solchen Lectionen ist man am andern Tage kaum im Stande zu denken, viel weniger zu schreiben. Meine beständig traurige Lage fordert aber, daß ich augenblicklich das schreibe, was mir so viel Geld bringt, als ich für den Augenblick gebrauche. Welche traurige Entdeckung erhalten Sie hier! Nun bin ich auch von vielen erlittenen Verdrießlichkeiten nicht wohl, habe sogar böse Augen. Sorgen Sie indessen nicht; Sie erhalten die Symphonien nächstens. Nur diese elende Lage ist an der Verzögerung schuld."

Größer noch als diese Abneigung, war der Widerwille in Gesellschaften zu spielen, der sich vollends in schroffer Härte äußerte, wenn er dazu aufgefordert wurde. „Er klagte mir oft", erzählt Wegeler, „wie sehr ihn die Aufforderung jedesmal verstimme, wobei ich ihn dann

durch ein Gespräch zu unterhalten suchte. War dieser Zweck erreicht, so ließ ich die Unterredung fallen, setzte mich an den Schreibtisch und Beethoven mußte, wollte er weiter mit mir sprechen, sich dann auf den Stuhl vor dem Claviere setzen. Bald griff er nun, oft noch abgewendet mit unbestimmter Hand ein Paar Accorde, aus denen sich dann nach und nach die schönsten Melodieen entwickelten. O warum verstand ich nicht mehr davon! Notenpapier, das ich einige Male, um etwas Manuscript von ihm zu besitzen, anscheinend ohne Absicht auf das Pult gelegt hatte, ward von ihm beschrieben, aber dann auch am Ende zusammengefaltet und eingesteckt! — Ueber sein Spiel durfte ich nicht oder nur Weniges, gleichsam im Vorbeigehen, sagen. Er ging nun gänzlich umgestimmt weg und kam dann immer gern zurück. Dieser Widerwille gegen die Aufforderung zum Spielen blieb stets derselbe und ward oft die Quelle der größten Zerwürfnisse Beethoven's mit seinen Freunden und Gönnern." — Auch mit Wegeler scheint er eines Tages einen heftigen Bruch herbeigeführt zu haben; aber wie immer, wenn sein gewaltig losbrausender Zorn verraucht war, stellte sich auch hier tiefe Reue ein. „In was für einem abscheulichen Bilde", schrieb er bald darauf, „hast Du mich mir selbst gezeigt! O ich erkenne es, ich verdiene Deine Freundschaft nicht... es war keine absichtliche, ausgedachte Bosheit von mir, die mich so gegen Dich handeln ließ; es war mein unverzeihlicher Leichtsinn . . . Doch nichts mehr, ich selbst komme zu Dir und werfe mich in Deine Arme und bitte um den verlorenen Freund, und Du giebst Dich

mir wieder, dem reuevollen, Dich liebenden, Dich nie vergessenden Beethoven." — Einst saßen die Bonner Freunde mit dem jungen Künstler bei dem Herrn von Breuning, der sich ebenfalls damals in Wien befand, und sprachen über dies und jenes. Plötzlich glaubte sich Beethoven beleidigt, er sprang auf, warf seinen Stuhl nieder, ging fort und kam nicht wieder. Seinem Schüler Ries klagte er dann seine Noth: „Ich habe die Gabe, daß ich über eine Menge Sachen meine Empfindlichkeit verbergen und zurückhalten kann; werde ich aber auch einmal gereizt zu einer Zeit, wo ich empfänglicher für den Zorn bin, so platze ich auch stärker los, als jeder Andere . . . Ich habe nur zwei Freunde in der Welt gefunden, mit denen ich auch nie in ein Mißverhältniß gekommen, aber welche Menschen! Der eine ist todt, der andere lebt noch. Obschon wir fast sechs Jahre hindurch keiner von dem andern etwas wissen, so weiß ich doch, daß in seinem Herzen ich die erste Stelle, so wie er in dem meinigen einnimmt." Bald darauf aber sandte der Meister, seinen Jähzorn verfluchend, dem alten Jugendfreunde sein Bildniß mit einem rührenden Briefe: „Hinter diesem Gemälde, mein guter, lieber Steffen, sei auf ewig verborgen, was eine Zeitlang zwischen uns vorgegangen. Ich weiß, ich habe Dein Herz zerrissen. Die Bewegung in mir, die Du gewiß merken mußtest, hatte mich genug dafür gestraft. Bös war es nicht, was in mir gegen Dich vorging. Ich wäre sonst Deiner Freundschaft nie mehr würdig. Leidenschaft ist bei Dir und bei mir. Aber Mißtrauen gegen Dich ward in mir rege; es stellten sich Menschen zwischen uns, die

Deiner und meiner nie würdig sind. — Mein Portrait war Dir schon lange bestimmt; Du weißt es ja, daß ich es immer Jemandem bestimmt hatte. Wem könnte ich es wohl so mit dem wärmsten Herzen geben, als Dir, treuer, guter, edler Steffen! Verzeih mir, wenn ich Dir wehe that; ich litt selbst nicht weniger. Als ich Dich so lange nicht mehr um mich sah, empfand ich es erst recht lebhaft, wie theuer Du meinem Herzen bist und ewig sein wirst. Nun wirst Du doch wohl wieder in meine Arme fliegen, wie sonst."

Indessen hatte Beethoven seine Lehrjahre überstanden. Trotz des Studiums von Bach und Mozart hatte sich seine Originalität behauptet; von der Technik fürs Clavier war er fortgeschritten zum Trio, Quartett und endlich zum Orchester. Die Künstler Saliery, Kraft, Punto, Zmeskall, Linke und andere mehr waren ihm bei den Unterweisungen für die verschiedenen Orchesterinstrumente und deren Satz dienstbar gewesen; alle beugten sich seinem Genius. Nur langsam aber erschloß sich das Verständniß des Publikums für die Eigenartigkeit des auftretenden Meisters. Die Kritik sprach von großen Unregelmäßigkeiten; nur „Eingeweihte" der Kunst verstanden ihn zu würdigen. Beethoven selbst schaute klar; er war sich bewußt eine neue Aera herbeigeführt zu haben. Er sagte sich, daß jedem Neuen Zeit werdeu müsse, um Boden zu gewinnen, und daher zeigte er sich nicht eilig in der Veröffentlichung seiner Werke. Erst dann, wenn er sie oftmals selbst in öffentlichen Conzerten gespielt oder hatte aufführen lassen, wenn sie sich Bahn gebrochen und das Verständniß, für dieselben sich zeigte,

dann rückte er heraus. — Immer heller wurde sein Licht, immer besser gestaltete sich seine Lage. Der Fürst Lobkowitz stellte dem Künstler seine Kapelle, ein Graf ihm sein Quartett zur Verfügung; kurz alle wollten an dem Siegesfluge des gewaltigen Geistes theilnehmen. So stand der Künstler am Ende seiner Lehrjahre. Bald sollte er auf die Höhe der Kunst gelangen; die Palme, nach welcher er strebte, erfassen. Diesen letzten Anlauf, diesen Sonnenglanz seines Lebens soll uns das folgende Kapitel zu entwickeln versuchen.

VII.

Meisterjahre.

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Göthe.

Immer höher war Beethoven gestiegen. Bald hatte er die einsame Stufe erreicht, auf welcher kein Ebenbürtiger ihm gegenüber stand. Mozart, der einzige Genius, der vor Allen würdig war ihm sich zuzugesellen, lag längst im Grabe, und die übrigen Meister, die Cherubini in Paris und Zelter in Berlin, beugten sich willig dem großen Kunstgenossen in Wien. Besonders der letztere war voll Verehrung für Beethoven. Mit jener Theilnahme und Freude, welche würdige, wahre Freunde der Kunst beseelt, wenn ein gewaltiger Geist neue Bah-

nen beginnt, schaute er neidlos dem Gange des jungen Meisters zu. „Ihren Brief," so schrieb Zelter später an Beethoven, „mein hochverehrter Freund, habe ich erhalten, und wenn ich mit tiefem Leid an Ihrer fortdauernden Kränklichkeit Antheil nehme, so ist meine Bewunderung um so größer, indem Sie, trotz Ihres Zustandes, die Welt mit einem neuen, großen Werke Ihrer Meisterhand bereichern."

Auf der Höhe seiner Kraft wandte sich Beethoven dem ersten und einzigen Werke seiner dramatischen Musik zu: es entstand sein Fidelio, eine Oper voll Schönheit und Tiefsinn. Kein Werk aber hat dem Meister mehr Anstrengung gekostet, als dieses; immer wieder wurde es aufs Neue verworfen, bis es endlich, nach jahrelanger Umarbeitung, ihm genügte. Aber bei seinem Eintritte in die Oeffentlichkeit, begann erst der rechte Verdruß. Die Aufführung genügte dem Meister durchaus nicht; seine mit Mühe und Arbeit dargestellten Gedanken wurden nicht erkannt; kurzum die neue Oper stand gegen die erste Aufnahme der Mozart'schen Werke entschieden zurück. Doch lassen wir hierüber einen Zeitgenossen sprechen: „Die Musik Fidelio ist eine der schönsten und vollkommensten, die man hören kann. Sie stellt die Befreiung eines Gefangenen durch die Treue und den Muth seiner Gattin dar. Aber bei alledem hat wohl Nichts Beethoven so viel Verdruß gemacht, als dies Werk, dessen Werth man künftig erst vollkommen schätzen wird. Diese Oper ward zuerst sieben Tage nach dem Einmarsche der franz. Truppen, also im allerunglücklichsten Zeitpunkte gegeben. Natürlich waren die Theater leer und Beethoven, der

zugleich einige Unvollkommenheiten in der Behandlung des Textes bemerkte, zog die Oper, nach dreimaliger Aufführung, zurück. Als die Ordnung der Dinge zurückgekehrt, nahmen er und ich sie wieder vor. Ich arbeitete ihm das ganze Buch aus, wodurch die Handlung lebhafter und schneller wurde. Beethoven verkürzte viele Stücke und sie ward hierauf dreimal mit dem größten Beifall aufgeführt. Nun standen aber seine Feinde bei dem Theater auf und da er mehrere, besonders bei der zweiten Vorstellung beleidigte, so haben diese es dahin gebracht, daß die Oper seitdem nicht gegeben worden ist. Schon vorher hatte man ihm viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt und der einzige Umstand mag zum Beweise der übrigen dienen, daß er bei der zweiten Aufführung nicht einmal erhalten konnte, daß die Ankündigung der Oper unter dem veränderten Titel Fidelio geschah. . . . . . Gegen Wort und Versprechungen fand sich bei den Vorstellungen der erste Titel: „Leonore" auf den Anschlagzetteln. Diese Kabale ist für Beethoven um so unangenehmer, da er durch die Nichtaufführung der Oper, auf deren Ertrag er nach Prozenten mit seiner Bezahlung angewiesen war, sich um so langsamer erholen wird, da er einen großen Theil seiner Lust und Liebe zur Arbeit durch die erlittene Behandlung verloren hatte."

Um jene Zeit dirigirte Beethoven seine Meisterwerke bei den öffentlichen Akademien oder Concerten selbst. Tüchtige Künstler standen ihm zur Ausführung an der Seite. Aber damals klagte er schon wiederholt, daß er Keinen fände, welcher den Geist seiner Compositionen wiederzugeben im Stande wäre. Schon damals in seinen

jüngern Jahren brach seine Schroffheit sich oft zu seinem Schaden Bahn. Bei der Aufführung einer Phantasie warfen einst die Musiker, unter denen sich selbst Künstler befanden, durch ein kleines Versehn das Stück in der Mitte um. Da kann sich der dirigirende Meister nicht länger halten, donnernd ruft er den Spielern sein „Halt“ zu, und vor einer zahlreichen Zuhörerschaft fängt er mit gewaltiger Stimme an zu toben und zu poltern. Die Kapelle mußte von vorn beginnen, und zähneknirschend gehorchten die Musiker; spielten aber dann die Phantasie mit Vollendung.

Als einst der bekannte Virtuose Czerny ein Quintett vortrug, erlaubte er sich in jugendlichem Leichtsinn durch Erschwerung der Passagen und Benutzung der höheren Octave manche Aenderungen, welches Beethoven ihm in Gegenwart der andern mit Strenge vorwarf, trotzdem Czerny im Uebrigen sich der besten Gunst des Meisters zu erfreuen hatte. Nach dem Donnerwetter ging der Componist davon und ließ die verdutzten Spieler zurück. Bald aber stellte sich, wie stets nach heftigem Dareinfahren, eine andere Stimmung bei Beethoven ein; er gedachte, daß auch Czerny, gleich ihm, mit den kleinlichen Existenzfragen zu ringen habe, daß der öffentliche Verweis ihm schaden könne — er setzte sich hin und schrieb: „Heute kann ich Sie nicht mehr sehen; morgen werde ich selbst zu ihnen kommen, um mit Ihnen zu sprechen. Ich platzte gestern so heraus, es war mir leid, als es geschehen. Allein das müssen Sie einem Autor verzeihen, der sein Werk lieber gehört hätte, wie es geschrieben, so schön Sie übrigens

auch spielten. Ich werde das aber später bei der Violincellsonate laut wieder gut machen. Seien Sie überzeugt, daß ich als Künstler das größte Wohlwollen für Sie hege und mich bemühen werde, es Ihnen immer zu bezeugen. Ihr wahrer Freund Beethoven." — Für die Wenigen aber, welche befähigt waren, seine Compositionen mit Verständniß und Vollendung zu spielen, hegte der Meister eine unvergängliche Liebe. Sie wurden seine Stützen zu einer Zeit, da er selbst, seiner Taubheit wegen, unfähig geworden, seine Compositionen vorzuführen. Zu diesen gehörte auch sein Schüler Ries, dem er stets ein unbegrenztes Vertrauen bewahrte. Zwar wurde auch dieses zu wiederholten Malen wankend, kehrte aber immer bei der Uneigennützigkeit des Schülers und der Gerechtigkeitsliebe des Meisters in sein Gleichgewicht zurück. Als Beethoven einst das Andante seiner C-dur Sonate Ries vorgespielt hatte, übte dieser so lange, bis er aus dem Gedächtnisse diese herrliche Partie dem Fürsten Lichnowsky vorspielen konnte, der sie sich durch häufige Uebung ebenfalls aneignete. Wenige Tage später kam der Fürst zum Meister herausgefahren und spielte demselben, wie er sagte, eine eigne Composition vor. Groß war die Verwunderung und der Zorn Beethoven's, als er sein Andante vernahm. Lange Zeit entzog er seinem Schüler sein Vertrauen; stets forderte er ihn auf, wenn er in einer Gesellschaft vorspielen wollte, das Zimmer zu verlassen und mit Thränen in den Augen mußte Ries dann gehorchen, wenn er nicht durch seine Gegenwart die Anwesenden um den Genuß bringen wollte.

Auch in manche anderen Sonderbarkeiten mußte sich Ries fügen, um seine Lehrzeit bei dem berühmten Meister durchzuhalten. Eine Zeitlang speiste er mit Beethoven Mittags im Schwan, wo sich ebenfalls der bekannte Componist Clementi, ein Gegner Beethoven's, mit seinem Schüler einfand. Wohl kannten sich die Herrn, aber einer ignorirte den andern, und die Schüler richteten sich nach ihren Meistern und sahen sich nicht an, denn solches war ihnen bei Verlust ihrer Lectionen angedroht worden.

Groß war des Meisters Spiel im Ausdruck. Ein Fehlgreifen verzieh er seinem Schüler leicht, aber selten eine Nachlässigkeit gegen den Character des vorgetragenen Stückes. „Eines Abends," so berichtet Ries, „sollte ich beim Grafen Browne die A-moll Sonate von Beethoven spielen. Da dieser zugegen war, und ich diese Sonate nie mit ihm eingeübt hatte, erbot ich mich, jede andere, nur nicht diese, vorzutragen. Man wandte sich an Beethoven, der endlich sagte: „Nun, Sie werden sie wohl so schlecht nicht spielen, daß ich sie nicht anhören könnte." So mußte ich mich dazu bequemen. Beethoven wendete, wie gewöhnlich, das Blatt um. Bei einem Sprunge mit der linken Hand, wo eine Note recht herausgehoben werden sollte, kam ich völlig daneben. Beethoven tupfte mit einem Finger mir an den Kopf, was die Fürstin Lichnowsky, die mir gegenüber, auf das Clavier gelehnt, saß, lächelnd bemerkte. Nach beendetem Spiel sagte Beethoven: „Recht brav! Sie brauchen die Sonate nicht erst bei mir zu lernen. Der Finger sollte Ihnen nur meine Aufmerksamkeit beweisen." Späterhin

mußte Beethoven spielen. Er wählte seine D-moll Sonate, die eben erst erschienen war. Die Fürstin mochte wohl erwarten, daß auch Beethoven Etwas verfehlen möchte. Sie stellte sich hinter seinen Stuhl, und ich blätterte um. Bei dem Takte dreiundfünfzig und vierundfünfzig verfehlte Beethoven den Anfang, und statt mit zwei und zwei Noten herunter zu gehen, schlug er mit der vollen Hand jedes Viertel, drei bis vier Noten zugleich, im Heruntergehen an. Es lautete, als sollte ein Clavier ausgefegt werden. Die Fürstin Lichnowsky gab ihm einige, nicht gar sanfte Schläge auf den Kopf, mit der Aeußerung: „Wenn der Schüler einen Finger für eine verfehlte Note erhält, so muß der Meister bei größern Fehlern mit vollen Händen bestraft werden.“ Alles lachte, Beethoven zuerst. Er fing auf's Neue an, und spielte wunderschön. Besonders trug er das Adagio unnachahmbar vor.“

Ein Meisterwerk folgte bald dem andern. Beethoven hatte die Höhe erreicht, nach welcher er stets gestrebt, und wenn ihm auch für seine Schöpfungen, wie wir sehen werden, die Einnahmen häufig verkürzt wurden, es blieb doch diese Zeit die froheste seines Lebens. „Fürs erste“, so berichtet er damals an seinen Bruder, „geht mir's gut, recht gut. Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr . . . Ich werde in einigen Wochen nach Dresden, Leipzig und Berlin reisen.“ Ein anderes Mal schreibt er: „Von meiner Lage willst Du etwas wissen; nun, sie wäre eben so schlecht nicht. Seit vorigem Jahr hat mir Lichnowsky, der, so unglaublich es Dir auch ist, wenn ich Dir es sage, immer mein

wärmster Freund war und geblieben ist, — kleine Mißhelligkeiten gab es ja auch unter uns, und haben eben diese unsere Freundschaft nicht befestigt? — eine sichere Summe von sechshundert Gulden ausgeworfen, die ich, so lange ich keine für mich passende Anstellung finde, ziehen kann, meine Compositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen erhalte, als fast möglich ist, daß ich befriedigen kann. Auch erhalte ich auf jede Sache sechs bis sieben Verleger und noch mehr, wenn ich mir's angelegen sein lassen will: man accordirt nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in Noth, und mein Beutel erlaubt eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen und in kurzer Zeit ist ihm geholfen. Auch bin ich ökonomischer, als sonst; sollte ich immer hier bleiben, so bringe ich's auch sicher dahin, daß ich jährlich immer einen Tag zur Akademie erhalte, denen ich schon einige gegeben."

Endlich war der Theaterdirector, Baron Braun, der Gegner Beethovens, zurückgetreten, und die Freunde des Meisters rückten in seine Stellung. In den Blättern jener Zeit wird wiederholt die Freude ausgedrückt, daß nunmehr statt der französischen Opern auch einmal wieder der vergessene Fidelio an die Reihe kommen würde. Beethoven athmete auf; sein Schmerzenswerk kam in ein neues Stadium und ward nunmehr mit Erfolg aufgeführt. — Mit verschiedenen Dichtern trat er behufs einer neuen Oper in Verbindung. Der berühmte Dramatiker Collin, zu dessen Trauerspiel „Coriolan" Beethoven seine Ouvertüre geschrieben, wurde angegangen

einen Operntext zu liefern und auch in den späteren Jahren suchte sich der Meister, besonders wenn er die Kunde eines neuen Erfolges seines Fidelio erhielt, zu einer neuen Oper zu begeistern. Einige Jahre später trat er in Verkehr mit dem jungen Körner, dann mit Grillparzer und ebenso wandte er sich an Fouqué, den Verfasser der Undine. Der schwärmerische Matthison hatte ihm den Text zu seiner Adelaide, diesem Liede voll Zauber und Allgewalt, geliefert, und der Componist schrieb dem Lyriker: „Zwar auch jetzt schicke ich Ihnen die Adelaide mit Aengstlichkeit. Sie wissen selbst, was einige Jahre bei einem Künstler, der immer weiter geht, für eine Veränderung hervorbringen; je größere Fortschritte in der Kunst man macht, desto weniger befriedigen die älteren Werke. Mein heißester Wunsch ist befriedigt, wenn Ihnen die musikalische Composition Ihrer himmlischen Adelaide nicht ganz mißfällt und wenn Sie dadurch bewogen werden, bald wieder ein ähnliches Gedicht zu schaffen und fänden Sie meine Bitte nicht unbescheiden, es mir sogleich zu schicken, dann will ich alle meine Kräfte aufbieten, Ihrer schönen Poesie nahe zu kommen . . .“

In dieser ersten Zeit seiner Ruhmesperiode erhielt Beethoven den Antrag, als Capellmeister an den Hof des König Jerome nach Kassel zu kommen, ein Ruf, der ihn scheinbar aller Existenzsorgen enthob und ihm völlig freie Zeit ließ, sich seinen Arbeiten hinzugeben. Aber konnte er Wien lassen? Eben waren seine Freunde an die Spitze des Theaters getreten; die Zukunft schien sich günstiger für ihn zu gestalten. Jetzt war der Augenblick gekommen, jetzt mußte ihm eine öffentliche Anstellung,

ein ihn sicher stellendes Gehalt werden. Beethoven richtete eine Darlegung an die Hoftheaterdirection, in welcher er mit Klarheit seine Lage entwickelte. „Es muß das Bestreben und das Ziel jedes wahren Künstlers sein, so sagt er unter anderem, sich eine Lage zu erwerben, in welcher er sich ganz mit der Ausarbeitung größerer Werke beschäftigen kann . . . Ein Tondichter kann daher keinen lebhafteren Wunsch haben, als sich ungestört der Erfindung größerer Werke überlassen um dieselben sodann dem Publikum vortragen zu können. Hierbei muß er doch auch seine ältern Tage berücksichtigen und sich ein hinreichendes Auskommen zu verschaffen suchen. Der König von Westfalen hat dem Beethoven einen Gehalt von sechshundert Ducaten in Gold lebenslänglich, einhundertundfünfzig Ducaten Reisegeld, gegen die einzige Verbindlichkeit angetragen, bisweilen vor ihm zu spielen... Dieser Antrag ist sicher ganz zum Vortheil der Kunst und des Künstlers. Beethoven hat indessen so viel Vorliebe für den Aufenthalt in dieser Hauptstadt, so viel Dankbarkeit für die vielen Beweise des Wohlwollens . . . daß er nie aufhören wird, sich unter die öſtreichiſchen Künstler zu zählen . . . wenn ihm die gesagten Vortheile hier nur einigermaßen zu statten kommen. Da ihn hohe und höchste Personen aufgefordert haben, die Bedingungen anzugeben unter welchen er hier zu bleiben gesonnen wäre, so entspricht er diesem Verlangen u. s. w.“ Beethoven wünscht dann ein Gehalt von viertausend Gulden, ohne welches er Wien verlassen würde. Seinem Antrage um Anstellung im kaiserlichen Dienste wurde jedoch nicht entsprochen; dagegen verpflichteten sich eine Anzahl hoch-

stehender Musikfreunde, ihm jährlich bis zu viertausend Gulden zu zahlen und Beethoven blieb, wo er war. Später jedoch wurde ihm diese Summe von Jahr zu Jahr, theils durch den Tod der Verpflichteten, theils durch deren veränderten Vermögensverhältnisse verkürzt und vorenthalten. Es erwuchs dem Meister hieraus manche bittere Stunde; er mußte seiner Kunst um Brod dienen.

Groß war auch später Beethovens Zorn, als er vernahm, daß sein Schüler Ries, nachdem sein Lehrer die Capellmeisterstelle ausgeschlagen, sich um dieselbe beworben hatte. Drei Wochen lang wurde Ries abgewiesen, seine Briefe blieben unbeantwortet, und als er den Meister in einer Gesellschaft traf und offen in der Sache fragte, entgegnete dieser sich umwendend: „Sie meinen also eine Stelle ausfüllen zu können, welche man Beethoven angetragen hat?“ Nun versuchte der unglückliche Schüler aufs Neue Einlaß bei Beethoven zu erlangen. Der Bediente aber sagte, wie früher, er sei nicht zu Hause. Als nun Ries versuchte, unangemeldet zu dem einzutreten, den er spielen und singen hörte, entstand zwischen ihm und dem Bedienten ein Ringen, das mit dem Niederstürzen des letzterern endigte. Es öffnete sich die Thüre, Beethoven steht da, erstaunt über den eigenartigen Auftritt. Bald kam es zu Erörterungen zwischen beiden und Beethoven sagte, den Streit schließend: „Dies wußte ich nicht; man sagte mir, Sie suchten die Stelle hinter meinem Rücken zu erhalten.“ Vergeblich war des Meisters nachheriges Bemühen die

Stelle seinem Schüler zu verschaffen; ein anderer hatte sie bereits erhalten.

Stets brauste des Meisters Zorn, wenn er sich hintergangen glaubte, welches in späterer Zeit häufiger als früher der Fall war, orkanmäßig auf; keiner konnte dem Sturme trotzen, man mußte ihn ruhig vorüberziehen lassen und bessere Tage abwarten. Einst glaubte Beethoven, so erzählt Schindler, Umlauf, Schuppanzigh und mir für gehabte Mühen einigen Dank schuldig zu sein. Er bestellte daher wenige Tage nach der Academie ein Mahl beim „wilden Mann" im Prater. Mit einer, von düstern Wolken umhangenen Stirne erschien er in Begleitung seines Neffen unter uns, benahm sich kalt, bissig und krittlich in allen seinen Worten. Eine Explosion war zu gewärtigen. Kaum hatten wir an der Tafel Platz genommen, als er auch schon das Gespräch auf den pecuniären Erfolg der ersten Aufführung im Theater lenkte, ohne Umschweife herausfahrend, daß er hierbei vom Administrator und Schindler betrogen sei. Umlauf und Schuppanzigh bemühten sich, ihm die Unmöglichkeit eines Betruges damit zu beweisen, daß jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theatercassirer gegangen, die Rapporte genau übereinstimmten; überdies noch sein Neffe, zufolge Auftrags vom Bruder, den Cassirern gegen alle Sitte als Controleur zur Seite bleiben mußte. Beethoven verblieb jedoch bei seiner Beschuldigung mit dem Zusatze, er sei von dem stattgefundenen Betruge von zuverlässiger Seite benachrichtigt. Nun war es Zeit, sich für diese Kränkung Genugthuung zu geben. Eiligst entfernte sich

Schindler mit Umlauf; Schuppanzigh aber, nachdem er noch einige Salven auf seine umfangreiche Person ausgehalten, folgte bald nach. Der furiose Meister aber tobte seinen Zorn an den Kellnern aus und mußte das Mahl allein verzehren. Demungeachtet söhnten alle sich bald darauf wieder aus, denn keiner konnte den andern entbehren. Beethoven bedurfte ihrer praktischen Hilfe und die Künstler hielten es für ehrenvoll, die neuen Werke des großen Componisten zuerst aufführen zu dürfen. — Einst waren drei von ihnen, darunter der Graf Lichnowsky, hinausgegangen, um den Meister zu bewegen, eine beabsichtigte Akademie wegen voraussichtlicher Schwierigkeit aufzuschieben. Kaum hatten sie sich wieder entfernt, da erfaßte Beethoven ein tiefer Verdacht, wüthend setzte er sich hin und schrieb dem Grafen: „Falschheit verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht statt." An Schuppanzigh aber setzte er: „Besuche er mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie" und an Schindler: „Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie." Nur die Anerkennung der herrlichen Verdienste des Meisters allein vermochte diese Freunde zu bewegen, stets wieder ihn aufzusuchen.

Nachdem Beethoven's Antrag um Anstellung im Staatsdienste ohne Erfüllung geblieben war, wandte er sich an die Theaterdirection um ein Engagement. Höchst charakteristisch sind die Leistungen, welche er für eine Gratification von zweitausend vierhundert Gulden zu erfüllen verspricht; sie zeugen für sein Vertrauen auf die Kraft seines Genius sowohl, als auch von dem Bewußt-

sein, daß er auf der Höhe seiner Productivität stehe. „Ich mache mich anheischig und verbindlich jährlich wenigstens eine große Oper, die gemeinschaftlich durch die löbliche Direction und durch den Unterzeichneten gewählt würde, zu componiren ... Desgleichen jährlich eine kleine Operette oder ein Divertissement, Chöre und Gelegenheitsstücke nach Verlangen und Bedarf der Direction unentgeltlich zu liefern." Auch hierauf ging man nicht ein, weil man die Eigenartigkeit des Meisters kannte und fürchtete.

So waren Beethovens Hoffnungen auf eine öffentliche Anstellung gescheitert. Nicht einmal den Titel Kapellmeister konnte er erlangen, ein Titel, der jetzt kaum einem Musiker mittleren Ranges verweigert wird. Größer war die Theilnahme, welche ihm von Seiten des Publikums und der Kunstgenossen selbst wurde. Der kunstliebende Erzherzog Rudolf wollte ihn stets um sich sehen und trat mit ihm in einen freundschaftlichen Verkehr. Jeden Tag kommen Nachfragen von Fremden, schrieb er, neue Verhältnisse, neue Bekanntschaften selbst auch in Rücksicht der Kunst; manchmal möchte ich toll werden über meinen unverdienten Ruhm. — Alle Fremden, welche nach Wien kamen, wollten den Meister sehen und besonders zeichneten sich, wie stets, hierin die Söhne Albions aus. Daß der Meister keine Lust hatte; sich jedem Alltagsmenschen zu zeigen, seine kostbare Zeit zum Opfer zu bringen, versteht sich von selbst. Seinem Schüler Ries sagte er einst: „Ich bin vor den Menschen hier nicht sicher, ich muß mich flüchten, um einsam sein zu können." Er verlegte daher seine Wohnung in die Dörfer

der Umgegend, um den lästigen Besuchern auszuweichen. Nur seine vertrautesten Freunde wußten dann, an welchem Orte er hauste. Aber noch einen andern Grund hatte der Meister, der ihn bewegte, so viel als möglich das Stadtgewühl zu meiden. Er liebte die Einsamkeit und die Natur. „Wie glücklich," ruft er aus, „ist der, welcher auf dem Lande lebt! Erst jetzt kann ich diese Glückseligkeit genießen. Kindlich freue ich mich darauf; wie froh bin ich, einmal in Gebüschen, Wäldern, unter Bäumen, Kräutern und Felsen wandeln zu können, kein Mensch kann das Land so lieben wie ich. Geben doch Wälder, Bäume und Felsen den Wiederhall, den der Mensch wünscht." Hier in der tiefsten Stille der Einsamkeit erstanden die ersten Ideen aller seiner herrlichen Werke. Der Gesang der Vögel, das Rieseln des Baches, der Sturm, welcher die Eichen entwurzelt und das sanfte Säuseln des Windes, welches die Blätter eben bewegend, dahineilt, sie alle entfachten in ihm die Naturlaute seiner Muse. Ein Stückchen Notenpapier, das der Meister stets bei sich trug, wurde der Träger des Uranfangs einer Sinfonie oder eines andern Tonstücks, aus dem sich zu Hause allmählich ein Gedanke nach dem andern entwickelte, bis endlich ein Ganzes, vollendet und schön, dastand.

Begeisterte ihn die Liebe zur Menschheit, ihre Leiden und ihr Kampf um Freiheit, Fortschritt und Wahrheit, dann sehen wir den Meister in seiner Einsamkeit alle seine gewaltigen Motive aus seiner eignen, warmen Brust ziehen. Hier war seine Welt, hier im Kleinen der Kampfplatz des großen Alls. Ein solches Werk des

inneren Ergusses ist jene Siegessinfonie, über deren Entstehung der Meister später selbst redet, und welche er eigens für Nothleidende componirte. Es muß ein erhabenes Conzert gewesen sein, jenes der ersten öffentlichen Aufführung! Doch hören wir den Bericht Beethovens hierüber, den er einer Zeitung einsandte, mit seinen eignen, unverkürzten Worten.

„Danksagung.

Ich halte es für meine Pflicht, allen den verehrten mitwirkenden Gliedern der am 8. und 12. December gegebenen Academie, zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen öſtreichischen und bairischen Krieger, für ihren bei einem so erhabenen Zweck dargelegten Eifer zu danken. Es war ein seltener Verein vorzüglicher Tonkünstler, worin ein jeder, einzig durch den Gedanken begeistert, mit seiner Kunst auch etwas zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können, ohne alle Rangordnung auch auf untergeordneten Plätzen, zur vortrefflichen Ausführung des Ganzen mitwirkte. Wenn Herr Schuppanzigh an der Spitze der ersten Violine stand und durch seinen feurigen, ausdrucksvollen Vortrag das Orchester mit sich fortriß, so scheute sich ein Herr Obercapellmeister Saliery nicht, den Takt den Trommeln und Kannonaden zu geben; Herr Spohr und Herr Mayseder, jeder durch seine Kunst der obersten Leitung würdig, wirkten an der zweiten und dritten Stelle mit, und Herr Siboni und Giuliani standen gleichfalls an untergeordneten Plätzen. Mir fiel nur gerade darum die Leitung des Ganzen zu, weil die Musik von meiner Komposition war; wäre sie von einem Anderen gewesen, so würde ich

mich ebenso gern wie Herr Hummel an die große Trommel gestellt haben, da uns alle nichts als das reine Gefühl der Vaterlandsliebe und des freudigen Opfer's unserer Kräfte für diejenigen, die uns so viel geopfert haben, erfüllte. Den vorzüglichsten Dank verdient indessen Herr Mälzel, in sofern er als Unternehmer die erste Idee dieser Academie faßte und ihm nachher durch die nöthige Eintheilung, Besorgung und Anordnung der mühsamste Theil des Ganzen zufiel. Ich muß ihm noch insbesondere danken, weil er mir durch diese veranstaltete Academie Gelegenheit gab, durch die Composition einzig für diesen gemeinnützigen Zweck verfertigter und ihm übergebner Werke, den schon lange bei mir gehegten, sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen, unter den gegenwärtigen Zeitumständen auch eine größere Arbeit von mir auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu können . . . ."

Von demselben Mälzel, dem Beethoven hier das reichste Lob spendet, wurde er bald darauf schändlich hintergangen. Er ward jämmerlich um die Freude, um den Gewinn seiner Siegessinfonie, dieses herrlichen Produktes unmittelbarsten Schaffens, betrogen. Doch hören wir den Meister hierüber selbst reden. „Ich hatte Mälzel," so berichtet Beethoven an einen Advokaten, „auf eigenen Antrieb ein Stück der Schlachtsymphonie für seine Panharmonica geschrieben. Als er dieses eine Weile hatte, brachte er mir die Partitur, wonach er schon zu stechen angefangen und wünschte es instrumentirt für ganzes Orchester. Ich hatte schon vorher die Idee einer Schlacht gefaßt, die aber auf seine Panharmonica nicht anwendbar war. Wir kamen überein,

zum Besten der Krieger dieses Werk und noch mehrere von mir, zu geben. Während dies geschah, kam ich in die schrecklichste Geldverlegenheit. Verlassen von der ganzen Welt hier in Wien, in Erwartung eines Wechsels bot mir Mälzel fünfzig Ducaten in Gold an. Ich nahm sie und sagte ihm, daß ich sie ihm wiedergeben, oder ihm das Werk nach London mitgeben wolle, falls ich nicht selbst mit ihm reiste, woselbst ich ihm einen Verleger zeigen würde, der ihm dieses bezahlen sollte. Die Partitur, wie sie für seine Panharmonica gesetzt war, erhielt ich von ihm zurück. Nun gingen die Akademien vor sich, während welchen sich erst Mälzel's Plan und Charakter entwickelte. Er ließ ohne meine Einwilligung auf die Anschlagzettel setzen, daß es sein Eigenthum sei. Empört hierüber mußte er diesen wieder abreißen lassen. Nun setzte er darunter: „aus Freundschaft zu seiner Reise nach London"; dieses ließ ich zu, weil ich mir doch immer die Freiheit, unter welchen Bedingungen ich ihm das Werk geben wollte, dachte. Ich erinnre mich, während der Zettelabdrücke heftig gestritten zu haben. Allein ich hatte zu wenig Zeit und im Feuer der Eingebung noch an meinem Werke schreibend, dachte ich kaum mehr an die Sache. Unterdessen ward mir, gleich nach der ersten Akademie auf der Universität erzählt, daß Mälzel überall ausgesprengt, er habe mir vierhundert Ducaten in Gold bezahlt. Gleich nach der Akademie gab ich ihm die fünfzig Ducaten zurück und erklärte, daß, nachdem ich seinen Character hier kennen gelernt, ich nicht mit ihm reisen, auch ihm das Werk nach London nicht anders mitgeben würde,

als unter Bedingungen, die ich ihm bekannt machen wolle. Er behauptete nun, daß es ein Freundschaftsgeschenk sei und ließ diesen Ausdruck nach der zweiten Academie in die Zeitung setzen, ohne mich im mindesten darum zu fragen. Da Mälzel ein roher Mensch und gänzlich ohne Erziehung und Bildung ist, so kann man denken, wie er sich während dieser Zeit gegen mich betragen und mich dadurch immer mehr empört hat. Wer wollte nun einem solchen Menschen gezwungen ein freundschaftliches Geschenk machen? Bald bot sich mir die Gelegenheit dar, dem Prinzregenten von England das Werk zu schicken. Mälzel machte nun Vorschläge. Es ward ihm gesagt, an welchem Tage er erscheinen sollte, um die Antwort abzuholen; allein er kam nicht, reiste fort und hat in München das Werk hören lassen. Wie hat er es erhalten? Stehlen war nicht möglich. Herr Mälzel hatte einzelne Stimmen einige Tage zu Hause, und hieraus ließ er von einem musikalischen niedrigen Handwerker das Ganze zusammensetzen und hausirt nun damit in der Welt herum. Herr Mälzel hatte mir Gehörmaschinen versprochen. Um ihn aufzumuntern setzte ich ihm die Siegessymphonie für seine Panharmonica. Seine Maschinen kamen endlich zu Stande, waren aber nicht brauchbar genug für mich. Für diese kleine Mühe, meinte der Herr, hätte ich ihm, nachdem ich die Siegessymphonie für großes Orchester gesetzt, die Schlacht dazu componiren und ihn zum ausschließlichen Eigenthümer dieses Werkes machen sollen. Angenommen, daß ich in Rücksicht der Gehörmaschinen mich ihm einigermaßen verbindlich fühlte, so ist dies dadurch getilgt, daß er

mit der mir gestohlenen oder verstümmelt zusammengetragenen Schlacht wenigstens fünfhundert Gulden verdiente. Er hat sich also selbst bezahlt gemacht. Er hatte sogar die Frechheit zu sagen, daß er die Schlacht habe; ja er zeigte sie geschrieben mehreren Menschen. Auch die Ehre, die er sich allein zurechnet, könnte schon Belohnung sein..." — Als bald darauf die Nachricht in Wien eintraf, der Betrüger sei mit seinem Schatz nach London aufgebrochen, sandte Beethoven eine Warnungsepistel an die Musiker dieser Stadt, welche mit den Worten schließt: „Ich fordere daher die Tonkünstler von London auf, eine solche Beeinträchtigung gegen mich, als ihren Kunstgenossen, durch eine von Herrn Mälzel veranstaltete Aufführung der Schlacht bei Vittoria und der Siegessymphonie nicht zu dulden und zu verhindern, daß das Londoner Publikum auf die gerügte Weise von ihm hintergangen werde."

Die Hoffnung jedoch, daß seine Schlacht von Vittoria sich einer günstigen Aufnahme beim Könige Georg IV. zu erfreuen haben werde, zeigte sich, durch eine sonderbare Verkettung von Mißgeschicken, als eitel. Beethoven hatte die Partitur dieses Werkes dem öftreichischen Gesandten übergeben und hoffte von Tag zu Tag, etwas zu hören. Wohl vernahm er von der erfolgreichen, wiederholten Aufführung des Stückes in London, aber sonst nichts. Er schrieb darauf einen Brief an Ries, der damals in England war und bat ihn, das beifolgende Schreiben dem Könige zu überreichen. Dieser wandte sich an den Secretär der öftreichischen Gesandtschaft, der zwar versprach, den Brief auf Privat-

wegen in die Hände des Fürsten zu bringen, aber nach vergeblichen Versuchen endlich erklärte, es sei ihm unmöglich gewesen. Längere Zeit nachher besorgte ein Verehrer des Meisters, ein Page, denselben an seine Adresse, aber er blieb ohne Antwort und Beethoven machte, anspielend auf des Königs Neigung zu schönen und saftigen Gerichten, seinen Groll in den Worten Luft: „ein Schlachtmesser oder eine Schildkröte hätte er mir wohl verehren können!"

Dreifach schändlich waren alle jene Betrügereien, welche sich Verwandte und Fremde mit dem tauben Meister erlaubten. Sie waren Schuld daran, daß sich der Arglose der Menschheit verschloß, daß er oft mit rücksichtsloser Schärfe dann auftrat, wenn man ihm wohlwollte. Wie schneidend ist der Contrast zwischen jener Lobeserhebung und der Verfolgung seines Betrügers! Begeistert von dem Gedanken mit seiner göttlichen Kunst für Nothleidende dienst- und fruchtbar gewesen zu sein, stellt er selbst den über sich, welcher mit verborgener Selbstsucht die Sache angeregt hatte.

Eine der schönsten, der edelsten Seiten unseres Meisters bleibt sein warmes Herz für seine leidende Mitmenschen. Wer konnte es den funkelnden Augen, der harten und verschlossenen Gestalt, den markigen Zügen ansehen, dem schroffen, jähen und stolzen Wesen abfühlen, daß hier ein Herz voll des thatkräftigsten Mitleids schlage. „Nie," so sagt er selbst, „von meiner Kindheit an, ließ sich mein Eifer der armen leidenden Menschheit mit meiner Kunst zu dienen mit etwas Anderem abfinden, und er

braucht nichts Anderes, als das innere Wohlgefühl, das ihn immer begleitet."

Die Augen von ganz Europa waren auf den Meister in Wien gerichtet, der das Höchste zu erwarten berechtigte. „Seit ein Paar Jahren hörte ein stilleres, ruhigeres Leben," schrieb er Wegeler, „bei mir auf, und ich ward mit Gewalt in das Weltleben gezogen; noch habe ich kein Resultat dafür gefaßt und bin vielleicht eher dawider — doch auf wen mußten nicht auch die Stürme von außen wirken? Ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht der Dämon seinen Aufenthalt in meinen Ohren aufgeschlagen hätte."

VIII.

Sein Leiden.

Schirmt meinen Geist, ihr Himmelssterne,
Daß, wenn gemeiner Sorgen Qual
Ihn niederbeugt, er nie verlerne,
Zu deuten euern reinen Strahl!

Hammer.

Nur wenigen Sterblichen, welche die Palme der Kunst errangen, ist es beschieden, so meinten die Griechen, ohne den Neid der Götter durchs Leben zu gehen und immer höhere Stufen zu ersteigen; bald nahe das ewige Geschick und lege seine bleiernen Fesseln dem Genius an, zu bald werde er von den unsichtbaren Pfeilen Apollo's getroffen. Schon brach die Ruhmesepoche Beethovens hervor, schon stand er, ein gigantischer Schöpfer, von der Welt bewundert, einzigartig und unerreichbar

da, als langsam der Bau seines Körpers einer unheilbaren Krankheit anheimfiel, zu der sich, als Schrecklichstes für unsern Künstler, die Taubheit gesellte. „Nun hat,“ so schreibt Beethoven schon im Jahre 1800 an Wegeler „meine schlimme Gesundheit, der neidische Dämon, mir einen Stein ins Brett geworfen, nämlich mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden und zu diesem Gebrechen soll mein Unterleib die erste Veranlassung gegeben haben . . . Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weils mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub . . . Ich habe schon oft mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde. Ich bitte Dich, von diesem Zustande Niemanden, auch nicht einmal Eleonoren etwas zu sagen, nur als Geheimniß vertrau ich Dir's an.“ In einem etwas spätern Briefe heißt es: „Du kannst kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bins doch so wenig. Wäre mein Leiden nicht, ich wäre nun schon längst die halbe Welt durchreiset . . . Glaub nicht, daß ich bei Euch glücklich sein würde. Was sollte mich auch glücklich machen? Selbst Eure Sorgfalt würde mir wehe thun, ich würde jeden Augenblick das Mitleid auf

Euren Gesichtern lesen und mich nur noch unglücklicher finden.“ Kaum aber sind diese Gedanken und Gefühle der höchsten Trostlosigkeit geschrieben, da bricht wieder der Zauber seines unvergänglichen, unbesiegbaren Strebens hervor, da erhellt sich die Aussicht in die Ferne, er schaut sein Ziel und wonnetrunken schreibt er weiter: „O die Welt wollte ich umspannen von diesem frei! Meine Jugend, ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an . . . Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, was ich fühlen, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann Dein Beethoven leben! Nichts von Ruhe! — ich weiß von keiner anderen als dem Schlaf, und wehe genug thut mir's, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß, als sonst. Nur halbe Befreiung von meinem Uebel, und dann — als vollendeter reifer Mann, komme ich zu Euch . . . Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.“ In einem anderen Briefe heißt es dann wieder: „Dein Beethoven lebt sehr unglücklich; wisse, daß nun der edelste Theil, mein Gehör sehr abgenommen hat. Schon damals, als Du noch bei mir warst, fühlte ich Spuren davon und ich verschwieg's, nun ist es ärger geworden . . . solche Krankheiten sind die unheilbarsten. Wie traurig muß ich leben, was mir lieb und werth, zu meiden, zu sein unter elenden, egoistischen Menschen . . . Ja Amenda, wenn nach einem halben Jahre mein Uebel unheilbar wird, mache ich Anspruch auf Dich, dann mußt Du alles verlassen und zu mir kommen . . . Du bleibst dann ewig bei mir.“ Hören wir nun noch einen Fremden über des Meisters Leiden sich äußern. Stephan von

Breuning schrieb seinem Schwager Wegeler in Coblenz: „Sie glauben nicht, welchen unbeschreiblichen, ich möchte sagen, schrecklichen Eindruck die Abnahme seines Gehörs auf Beethoven gemacht hat. Denken Sie sich das Gefühl, unglücklich zu sein, bei seinem heftigen Character; dabei Verschlossenheit und Mißtrauen, oftgegen seine besten Freunde, in vielen Dingen Unentschlossenheit. Größtentheils nur mit wenigen Ausnahmen, wo sich sein ursprüngliches Gefühl ganz frei äußert, ist der Umgang mit ihm eine wirkliche Anstrengung, da man sich nie sich selbst überlassen kann. Seit dem Mai bis zu Anfange dieses Monats haben wir in dem nämlichen Hause gewohnt, und gleich in den ersten Tagen nahm ich ihn in mein Zimmer. Kaum war er bei mir, so verfiel er in eine heftige, am Rande der Gefahr vorübergehende Krankheit, die zuletzt in ein anhaltendes Wechselfieber überging."

Zu diesen körperlichen Leiden gesellte sich häusliches Mißgeschick; es fehlte Beethoven, wie wir schon gesehen haben, der praktische Sinn. Alle Monate fast wechselte er seine Wohnung, seine Haushälterin und seine Diener. Sein Zimmer glich einem Chaos. Bücher und Musikalien lagen auf den Möbeln und in den Ecken zu Pyramiden aufgethürmt. „Eine Menge Briefe", so schildert Ulibischeff seine Häuslichkeit, „die er im Laufe der Woche oder des Monats erhalten, bedeckten den Boden wie ein weißer Teppich mit rothen Muscheln. Auf einem Fensterbrette sah man die Reste eines saftigen Frühstücks neben oder auf Correcturbogen, die der Erlösung harrten; dort eine Reihe von theils versiegelten,

theils halbleeren Flaschen; weiterhin ein Stehpult und darauf die Skizze eines Quartetts; auf dem Flügel ein loses Blatt Notenpapier mit dem Embryo einer Simfonie, und um so viele gänzlich verschiedene Gegenstände in Harmonie zu bringen, deckte Alles eine dicke Lage von Staub."

Er beklagte sich dann wohl bitter über fremde Menschen, die alles verdürben. Wenn er etwas nicht finden konnte, sagte er wohl, er würde in finsterer Nacht auch eine Stecknadel erkennen. Einst suchte der Meister die Reinschrift der Partitur seiner Messe in D. Nach langem Suchen fand er sie in der Küche als Umschlag von Eßwaaren benutzt. Dann schoß es wohl Beethoven in den Kopf; manches grollende Donnerwetter, Blitz und Hagel von ergreifbaren und beweglichen Gegenständen flogen dem vermeintlichen Thäter nach. Ja einmal jagte der kranke, durch seine Taubheit mißtrauische Künstler seine Leute und auch die Köchin davon und fing selbst an zu kochen. Er lud sogar zu solchen Mahlzeiten seine Freunde ein, welche aber alles ungenießbar fanden, trotzdem der geschürzte Meister mit großem Appetite aß. Endlich ward die Haushälterin wieder in Gnaden angenommen.

Wie schwer die Hand dieses häuslichen Mißgeschicks Beethoven drückte, können wir seinem Notizbuche entsehen. Da heißt es: Am einunddreißigsten Januar die Haushälterin aufgesagt. — Am fünfzehnten Februar ist die Küchenmagd eingetreten. — Den achten März hat die Küchenmagd mit vierzehn Tagen aufgesagt und am zweiundzwanzigsten März ist die neue Haushälterin ein-

getreten . . . So geht es in dem Jahre fort; bald zeigt die Notiz, daß die Magd entflohen, bald daß die eben eingetretene wieder abgezogen, bald, daß eine Frau zur Aushülfe angenommen ist. Mein Bedienter, schreibt er klagend, bestiehlt mich, dringt mit fremdem Schlüssel in fremde Zimmer. Ein anderer sei stets betrunken, ein dritter des Nachts nie zu Hause, und ein vierter habe ihn in so dünnen Beinkleidern gehen lassen, daß er krank geworden sei. „Was mich angeht, so bin ich oft in Verzweiflung und möchte mein Leben endigen . . . Gott erbarme sich meiner, ich betrachte mich so gut wie verloren . . . Wenn der Zustand nicht endigt, bin ich künftiges Jahr nicht in London aber vielleicht im Grabe. Gott sei Dank, daß die Wolle bald ausgesponnen ist.“ Dann aber schrieb er im lustigen Zorn: „Eben kommt Satanas, — heute hat ihr Wahnsinn nachgelassen . . . Die ganze Woche mußte ich wie ein Heiliger dulden.“ So waren diese häuslichen Verwirrungen die Quellen unendlicher Leiden für den tauben Meister. Da war keine Hand die für ihn sorgte, kein Ohr, das für ihn hörte, oder ein liebendes Auge, das für ihn sah.

Wohl hatte Beethoven in seinen mittleren Jahren manche heftige Liebe und die Neigung zum Heirathen, denn Wegener behauptet, daß er stets Eroberungen, ja selbst in den höchsten Kreisen gemacht habe. Aber sein heranwachsendes Uebel verhinderte den Ehrlichen daran, der Absicht die That folgen zu lassen. Hören wir ihn selbst reden. „Ein liebes, zauberisches Mädchen hat eine Veränderung in mir hervorgebracht, ein Mädchen, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder

einige selige Augenblicke und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande!“ Und an diese Geliebte schrieb der ernste Beethoven im Jahre 1800: „Mein Ich . . . kann unsere Liebe anders bestehn, als durch Aufopferungen . . . kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin. — Blick in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüth über das Unvermeidliche — die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir und Dir mit mir — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche eben so wenig, als ich empfinden . . . Die Brust ist voll Dir zu sagen, es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache nach gar nichts ist . . .“ — Hier athmet Beethovens Seele volle, reine Liebe, und doch mußte er entsagen. Den Grund, seine Taubheit, die er stets zu verheimlichen suchte, wollte er nicht nennen. Er schwieg und litt, und ein Jahr später war seine Geliebte die Gattin des Grafen Gallenberg.

Auch seine Brüder, Karl und Johann, welche dem Künstler nach Wien gefolgt waren, trieben mit dem Gutmüthigen ein Spiel des jämmerlichsten Eigennutzes und betrachteten ihn als eine Fundgrube des Erwerbs. Aengstlich schrieb er einst, als ein bedeutendes Honorar angekommen war: „schweigt, daß es ja der Hirnfresser“, er meinte seinen Bruder Johann, „nicht erfährt!“ Beiden Brüdern verhalf Beethoven zum Auskommen, dem Hirnfresser verhalf er sogar zu einem Gute in der Nähe von Krems. Aber schmählichen Undank und kränkendes Leiden

häuften sie über ihrem Wohlthäter zusammen. Als einst Beethoven seinen Bruder Johann besuchte und durch das beleidigende Entgegenkommen seiner Verwandten gekränkt, abreisen wollte, verweigerte der Gutsbesitzer dem Kranken seinen geschlossenen Wagen 'und ließ ihn in einer offenen Kalesche bei stürmischem Dezemberwetter nach Krems fahren. Tief verletzte ferner den sittenreinen Meister das öffentliche Aergerniß, welches seine beiden Schwägerinnen durch ihre Zuchtlosigkeit dem Namen Beethoven zufügten. Schmerzvoll schrieb er damals nach einem Scandal: „Hier können Privatmenschen nicht mehr helfen, nur mit Macht versehene Behörden.“

Ein verhängnißvoller Prozeß, den wir späterhin kennen lernen werden, kam bald zu diesem Uebermaße des Leidens hinzu; alles vereinigte sich, den herrlichen Aufflug, den sein Genius in den ersten Jahrzehnten des Wiener Lebens genommen hatte, zu zerstören. Bange Jahre der Trostlosigkeit brachen herein. Die gewaltige Productionskraft versiegte. In tiefster Einsamkeit, von Allen gefürchtet und geachtet, aber doch gemieden, lebte der Meister bis zum Jahre 1820 in grübelndem Harme dahin, gefoltert durch sein körperliches Leiden. Alle Wiener, vom Kaiser herab bis zum letzten Bürger, kannten den kleinen, blatternarbigen, gelbbraunen, wunderlichen Meister mit dem Antlitz voll Schwermuth und Unglück wohl, wenn derselbe seine dörfliche Einsamkeit verlassen hatte, um ein Geschäft in der Hauptstadt abzumachen, wenn er ihnen tiefsinnend uud brummend auf den Straßen begegnete. Alle wichen ihm ehrfurchtsvoll aus, kein Spott wurde rege; aber keiner half, keiner kannte oder wollte den Sitz seiner

Schwermuth kennen. Er lebte einsam dahin. In dieser Periode seiner inneren Läuterung, des Schweigens seiner Muse, war das Studium des Plato und Göthe fast die einzige Quelle in seiner Einsamkeit, aus welcher er Kraft und erhaltenden Lebensmuth schöpfte. Die Meisterwerke der Kunst wurden ihm Trost; aus ihnen zog er neue Gedanken, in ihnen verjüngte er sich zu neuen Thaten. „An Göthe" so schrieb er 1811 der Bettina, „wenn Sie ihm von mir schreiben, suchen Sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken; ich bin eben im Begriff ihm selbst zu schreiben wegen Egmonts, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar bloß aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; — wer kann aber auch einem großen Dichter, dem kostbarsten Kleinod seiner Nation, genug danken."

Manch schwerer Vorwurf und scheinbar begründeter Tadel hat Beethoven's Character getroffen; der Hauptgrund aber seines Unglücks und seiner Härte lag wohl in seinem körperlichen Leiden. Diejenigen, meint Walter Scott, welche mit starken Nerven, einem gleichmäßigen Temperamente und angewohnter Selbstbeherrschung ausgestattet sind, wissen vielleicht nicht, wie viel sie von dem, was sie für Tugend halten, ihrer Constitution verdanken, und urtheilen oft nur zu streng über Menschen, deren Geist, wie ein Tag an dem Sonnenschein und Sturm wechseln, ganz von tiefem Schatten und glänzendem Licht erfüllt ist.

In den Zeiten seiner Noth wandte sich Beethoven auch oft und gern religiös-philosophischen Gedanken zu. Nächst Plato's Werken waren „Sturm's Betrach-

tungen“ seine liebste Lectüre. Aus dieser sowie aus dem Quell seines eigenen Lebens schrieb er dann in sein Tagebuch: „Was frei ist von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige, Er allein. Kein Größerer ist als Er, sein Geist ist verschlungen in sich selbst. Du allein, Du kannst begeistern! O! leite meinen Geist o hebe ihn aus dieser schweren Tiefe durch Deine Kraft entzückt, damit er furchtlos aufwärts strebe im feurigem Schwunge.“ Und dann wieder heißt es: „Selig ist wer alle Leidenschaften unterdrückt hat und mit aller Thatkraft die Angelegenheiten des Lebens unbesorgt um den Erfolg verrichtet! Laß den Beweggrund in der That und nicht im Ausgang sein. Der wahre Weise kümmert sich nicht um Gute oder Böse in dieser Welt. Darum befleißige Dich, diesen Gebrauch deiner Vernunft zu erhalten, denn er ist eine köstliche Kunst.“

Wahrhaft rührend ist jener Brief, den Beethoven, seinem baldigen Ende entgegensehend, seinen Brüdern hinterließ. Es war der Schwanengesang des Meisters; in ihm hauchte er die Klagen seines bittern Leidens noch einmal aus; durch ihn verschaffte er seiner gepreßten Seele Luft; flehend bat er seine Mitmenschen um Nachsicht, um Mitleiden mit seinem bittern Weh.

„O ihr Menschen,“ so hebt er an, „die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie Unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für zarte Gefühle des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß

seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels, dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist, gezwungen. Mit einem feurigen, lebhaften Temperamente, geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollt ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei Andern war, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben! — O ich kann es nicht! — Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gern unter euch mischte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht Statt haben. Ganz allein fast und so viel als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Aengstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn

auch dieses halbe Jahr, das ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich verleiten ließ. Aber welche Demüthigung, wenn Jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte, von der ich nichts vernahm, oder Jemand den Hirten singen hörte, von dem ich auch nichts wußte. Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, und es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte.

Und so fristete ich dieses elende Leben, so wahrhaft elend, daß mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustand in den schlechtesten versetzen kann. Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es besser, vielleicht nicht. Ich bin gefaßt. — Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahre gezwungen, Philosoph zu werden. Es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer, als für irgend Jemand. — Gottheit du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz aller Hinder-

nisse der Natur doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr, meine Brüder, Karl und Johann, sobald ich todt bin und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. Zugleich erkläre ich Euch Beide hier für die Erben des kleinen Vermögens von mir. Theilet es redlich und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider gethan, das wißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir Bruder Karl danke ich noch insbesondere für Deine in dieser letzern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß Euch ein besseres, sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. Lebt wohl und liebet Euch! Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entstehe deswegen kein Streit unter Euch. So bald sie Euch aber zu etwas Nützlicherem dienen können, so oerkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe Euch nützen kann.

So wär's geschehen: — Mit Freuden eile ich dem Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit

gehabt habe, alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir, trotz meinem harten Schicksale doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen; doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich nicht von einem endlosen elenden Zustande? — Komm wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen. Lebt wohl, und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um Euch verdient, indem ich im Leben oft daran gedacht, Euch glücklich zu machen; seid es!

So nehme ich denn Abschied von dir — und zwar traurig. — Ja die geliebte Hoffnung, die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallend gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hieher kam, gehe ich fort; selbst der hohe Muth, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen; so lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann o Gottheit kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? Nie? — nein es wäre zu hart! —

IX.

Beethoven und Karl Maria von Weber.

Ach, gar zu bescheiden
Sind doch die Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden.

Mit dem Jahre 1820 sollte es besser mit Beethoven werden. Die Zeit der Läuterung ist überwunden; er hat sich in sein Schicksal gefügt. Ernst und still, nicht mehr wild und leidenschaftlich, spricht er jetzt seine Klagen aus; sein Genius beginnt einen neuen Anlauf. Pläne zu einer neuen Oper, Verbindungen mit Dichtern werden angeknüpft. So fuhr einst der bekannte Grillparzer zu dem Componisten hinaus auf's Land, um einen Text mit ihm zu besprechen. Er traf ihn und erzählt: Beethovens Pult stand, gewissermaßen als Wachtposten, einem Speiseschrank gegenüber, dessen Inhalt wiederholtes Kommen und Gehen der Haushälterin nöthig machte und manchen controlirenden Blick des tauben Meisters vom Gespräch seitwärts lockte. Endlich schlug die Stunde der Mahlzeit. Beethoven stieg in seinen Weinkeller hinab und kam nach einiger Zeit mit vier Weinflaschen im Arm zurück; zwei davon wurden dem Dichter, die übrigen einem Tischgenossen und ihm hingesetzt. Nach der Mahlzeit entschlüpfte Beethoven und hatte eine Unterredung mit dem wartenden Kutscher und erklärte später, daß er

eine Strecke mitfahren wolle. Erst in der Nähe des Burgthors stieg er aus. Kaum war er fort, als die im Wagen Verbliebenen auf seiner Stelle sechs Gulden, das bedungene Fahrgeld, erblickten. Man ließ sofort anhalten und rief dem im schnellsten Trabe Enteilenden zu, er hätte Geld vergessen. Erst in sicherer Ferne stand Beethoven still, winkte mit Hand und Hut und jubelte wie ein Kind, daß ihm sein Streich gelungen war. — Ueberhaupt war Beethoven von herrlicher, naiver Freigebigkeit und freute sich hoch, wenn gerade seine Kunst Armen und Nothleidenden Hülfe verschaffte. Einst begegnete ihm eine bettelnde Frau; ihr Jammer ging ihm zu Herzen. Er hieß sie warten; nahm Papier und Feder zur Hand, kleckste eine Anzahl Noten hin und gab dieselben nebst einem Briefe an seinen Verleger Steiner der Bettlerin mit den Worten: „Tragt dies an seine Adresse und ihr habt für heute genug."

Im Jahre 1825, so erzählt die Wiener Musikzeitung, gab ein bekannter Künstler, auch Dilettant im Compositionsfache der Musik, ein Heft Walzer heraus. Jeder derselben war von einem andern der damals beliebtesten und renommirtesten Tonsetzer eigens dazu componirt worden; denn Keiner versagte dem Herausgeber, welchen der Ertrag zu einer Karlsbader Cur dienen sollte, diese musikalische Beisteuer. Das Heft fand ungewöhnlichen Anklang und Abgang. Da kam es dem Herausgeber in den Sinn, den großen Louis van Beethoven, mit dem er schon durch seinen Großväter und Vater in früherer Zeit bekannt war, auch um einen Beitrag anzugehen. Mit der edelsten und liebevollsten Bereitwillig-

keit versprach der große Tonsetzer die Wünsche des Bittenden zu erfüllen und lieferte nicht bloß einen Walzer, sondern auch ein Trio dazu, und ersuchte den Herausgeber in etwa vier Wochen die fertige Arbeit zu holen. Dieser, welcher inzwischen erkrankte, bat seine Mutter, den Walzer abzuholen und seinen Dank abzustatten. Doch die Haushälterin, der sie ihren Namen und Stand gab, ließ sie nicht vor, indem, wie sie sagte, es bei dem Herrn heute wieder arg rapple. Da in diesem Augenblicke Beethoven den Kopf zur Thür herausstreckte, so schob sie die Frau mit den Worten „Verstecken sie sich" in eine dunkle Kammer, von wo sie sich dann unverrichteter Sache entfernte. — Ein paar Tage darnach sandte Beethoven den Walzer mit folgendem Briefe: „Ihre Mutter ist umlängst durch die Dummheit meiner Haushälterin abgewiesen . . . Die Ungeschlachtheit und Rohheit dieser Menschen, die ich so unglücklich bin um mich zu haben, ist Jedem bekannt, ich bitte daher um Verzeihung." — Noch brechen wohl zuweilen seine Klagen über seine Dienstboten hervor, aber sie tragen meist einen humoristischen Character. „Nicht durch Liebe" schreibt er ein Mal „sondern durch Furcht müssen die Leute gehandhabt werden, daß sehe ich ein . . . Frl. N. ist ganz umgeändert, seit ich ihr das halbe Dutzend Bücher an den Kopf geworfen . . . Gestern Morgen gingen die Teufeleien wieder an, ich machte kurzen Proceß und warf der B. meinen schweren Sessel am Bette auf den Leib, dafür hatte ich den ganzen Tag Ruhe." Seine Haushälterin in den zwanziger Jahren, die Frau Schnaps, welche er seine schnellsegelnde Fre-

gatte nannte, schien durch ihre Gutmüthigkeit dem argwöhnischen Meister endlich einen einigermaßen behaglicheren Hausstand verschafft zu haben. — Die tiefen, schweren Klagen über sein Dasein, so sehen wir, sind nunmehr verstummt. Beethoven versucht die Qualen zu überwinden, dem Unglück, wie er sagte, in den Rachen zu greifen. Jetzt nahm auch sein Genius, befreit von den Banden, einen neuen Anlauf zu höhern Zielen. Alle, die ihn damals besuchten, fanden nicht mehr den schmerzverbissenen, unnahbaren, aufbrausenden Künstler. Trug auch seine Gestalt, sein Antlitz die Spuren des gewaltigen körperlichen und geistigen Kampfes, sein Geist war freier, liebenswürdiger und offener.

An seinen Kunstgenossen Ries, der sich damals in England verheirathet hatte, schrieb er einst im Scherz bei der Uebersendung eines der jungen Frau gewidmeten Clavierstückes: „Die Dedication an Ihre Frau konnte ich nicht selbst machen, da ich ihren Namen nicht weiß. Machen Sie also dieselbe im Namen Ihres und Ihrer Frau Freundes. Ueberraschen Sie die Ihrige damit. Das schöne Geschlecht liebt dies. Unter uns gesagt, ist auch das Ueberraschende mit dem Schönen das Beste. — Was die Allegri di bravura betrifft, so muß ich die Ihrigen erst sehen. Aufrichtig gesagt, ich bin kein Freund von dergleichen, da sie den Mechanismus nur gar zu sehr befördern, wenigstens die, welche ich kenne. — Einige Chöre werde ich Ihnen schicken, auch wenn es darauf ankommt, einige neue zu verfassen. Es ist so meine Lieblingsneigung. — Was Sie nur immer für die Variationen erhalten können, nehmen Sie.

Ich bin mit Allem zufrieden, nur muß ich mir ausbedingen, daß für die Dedication an Ihre Frau durchaus keine andere Belohnung angenommen wird, als ein Kuß, den ich in London zu empfangen habe. — Sie schreiben manchmal Guineen, und ich empfange nur Sterling: ich höre aber, daß dies ein Unterschied ist. Zürnen Sie einem pauvre musicien autrichien nicht darüber; wirklich ist meine Lage noch immer schwierig. Ich schreibe jetzt ein neues Violin-Quartett. Könnte man dies den Londoner musikalischen oder unmusikalischen Juden wohl anbieten — en vrai juif?"

Bei dieser Gelegenheit mochte es sein, daß sich Ries so vieler kleinen Abenteuer seines Lehrers erinnerte, unter welchen nachfolgendes interessant sei dürfte: „Eines Abends," so erzählte er, „kam ich zu Beethoven nach Baden bei Wien, wo er sich öfters aufhielt, um meine Lectionen fortzusetzen. Dort fand ich eine schöne junge Dame bei ihm auf dem Sopha sitzen. Da es mir schien, als käme ich ungelegen, so wollte ich mich gleich wieder entfernen. Beethoven aber hielt mich zurück, und sagte: „Spielen Sie nur einstweilen!" Er und die Dame blieben hinter mir sitzen. Ich hatte schon sehr lange gespielt, als Beethoven auf einmal rief: „Ries! spielen Sie etwas Verliebtes!" Gleich darauf: „Etwas Melancholisches!" Dann: „Etwas Leidenschaftliches!" Aus dem, was ich hörte, konnte ich schließen, daß er wohl die Dame durch etwas beleidigt haben mochte, und es nun durch Launen gut machen wollte. Endlich sprang er auf, und schrie: „Das sind ja lauter Sachen von mir!" Ich hatte nämlich immer Sätze aus

seinen eigenen Werken, nur durch einige kurze Uebergänge an einander gereiht, vorgetragen, was ihm aber Vergnügen gemacht zu haben schien. Die Dame ging fort, und Beethoven wußte zu meinem großen Erstaunen nicht, wer sie war. Ich hörte nun, daß sie kurz vor mir hereingekommen sei, um Beethoven kennen zu lernen. Wir folgten ihr bald nach, um ihre Wohnung, und dadurch später ihren Stand zu erforschen. Von weitem sahen wir sie noch, weil es mondhell war; plötzlich aber war sie verschwunden. Wir spazierten nachher unter mannigfachen Gesprächen wohl noch anderthalb Stunden in dem angrenzenden schönen Thal. Beim Weggehen sagte Beethoven: „Ich muß es herausbringen, wer sie ist, und Sie müssen mir helfen.“ Lange nachher begegnete ich ihr in Wien, und entdeckte nun, daß es die Geliebte eines ausländischen Prinzen war. Ich theilte meine Nachricht Beethoven mit, habe aber nie, weder von ihm, noch von sonst Jemand etwas Weiteres über sie gehört.“

Da Beethoven in England hoch gepriesen wurde, waren es besonders Söhne und Töchter dieses Landes, welche den Meister in seiner Residenz Baden aufsuchten, um von ihm daheim erzählen zu können, und weil der Meister die Sympathie des Inselreichs erwiederte, so wurden die Besucher von dort her gewöhnlich freundlich aufgenommen. „Als wir anlangten,“ so erzählt eine ihn besuchende Lady, „war Beethoven eben in einem Regenschauer nach Hause gekommen, und im Begriff, seinen Rock zu wechseln. Nach dem, was ich von seinem schroffen Wesen gehört hatte, war ich schon besorgt, er möchte

uns eben nicht herzlich empfangen, als er mit eiligen Schritten aus einem Nebenzimmer heraustrat. Er redete uns auf eine sehr artige, freundliche und gefällige Weise an. Er ist kurz gebaut und hager dabei, aber aufmerksam genug auf seine persönliche Erscheinung. Er bemerkte, daß Herr H . . Händel'n sehr gern habe, daß er ihn auch liebe und fuhr eine Zeitlang fort, diesen großen Componisten zu rühmen. Ich unterhielt mich schriftlich mit ihm, denn ich fand es unmöglich, mich hörbar zu machen; und obgleich dies eine störende Art von Mittheilung war, so hatte es doch nicht viel auf sich, da Beethoven immer frei und unaufgefordert fortsprach, und weder auf die Fragen antwortete, noch lange Antworten zu erwarten schien. Ich wagte es, ihm meine Bewunderung über seine Compositionen auszudrücken, und lobte unter andern seine „Adelaide." Er bemerkte ganz bescheiden, daß dies Gedicht Matthisson's sehr schön sei. Er sprach gut Französisch. Auch Englisch würde er, wie er sagte, sprechen gelernt haben. Aber seine Taubheit habe ihn verhindert, es weiter in dieser Sprache zu bringen, als bis zum Lesen. Die englischen Schriftsteller zog er den französischen vor. „Ils sont plus vrais," sagte er. Thomson ist sein Lieblingsschriftsteller; besonders groß aber ist seine Bewunderung Shakesspere's. — Als wir im Begriff standen uns zu entfernen, bat Beethoven uns, noch zu verweilen. „Je veux vous donner un souvenir de moi," sagte er. Er ging hierauf in ein Nebenzimmer, und schrieb einen kurzen Kanon für's Pianoforte, den er mir sehr freundlich überreichte. Hierauf bat er mich, ich möchte ihm

meinen Namen vorbuchstabiren, damit er sein Impromptu correct überschreiben könnte. Er nahm mich nun beim Arm, und führte mich in das Zimmer, wo er geschrieben hatte, damit ich sein ganzes Quartier sähe, das ganz das eines Autors, aber vollkommen reinlich war. Obschon es durch nichts Ueberfluß oder Reichthum verrieth, zeigte es doch keinen Mangel an nützlichen Möbeln oder an hübschem Arrangement. Ich führte ihn behutsam in ein Zimmer auf der andern Seite zurück, in welchem sein großes Pianoforte von Broadwood stand; aber er schien mir bei dem Anblick des Instruments melancholisch zu werden. Auch bemerkte er, daß es nicht im Stande sei, denn der Stimmer auf dem Lande sei außerordentlich schlecht. Er schlug einige Tasten an, um mich davon zu überzeugen. Trotzdem legte ich das Manuscript, das er mir gegeben hatte, auf das Pult, und er spielte es ganz einfach durch, nachdem er mit drei oder vier Accorden präludirt hatte. Er hielt hierauf ein, und ich wollte um keinen Preis ihn mehr bitten, da ich fand, daß er selbst keine Freude am Spielen hatte. Wir nahmen hierauf von einander Abschied, und Beethoven sagte mir noch: wenn er je nach England käme, würde er uns gewiß besuchen."

Nicht minder interessant ist der Bericht eines jungen Engländers, der den Meister in seiner Klause aufsuchte, und den wir hier folgen lassen wollen. „Früh Morgens gingen wir nach dem bei Wien gelegenen Dorfe Baden, wo Beethoven sich aufhielt. Da mich Herr H., einer seiner intimsten Freunde, dorthin begleitete, so konnte es mir nicht schwer fallen, bei Beethoven vorzukommen.

Er sah mich erst starr an, gleich darauf aber schüttelte er mir herzlich die Hand, wie einem alten Bekannten. Denn er erinnerte sich deutlich meines ersten Besuches im Jahre 1816, obgleich dieser damals nur sehr kurz gewesen war — ein Beweis seines vortrefflichen Gedächtnisses. — Ich fand zu meinem tiefen Bedauern eine große Veränderung in seinem Aeßern, und es fiel mir augenblicklich auf, daß er sehr unglücklich zu sein schien. Seine späteren Klagen gegen H. bestätigten meine Besorgniß. Ich fürchtete, daß er kein Wort von dem, was ich sagte, verstehen würde. Ich irrte mich jedoch, denn er begriff Alles, was ich ihm laut und langsam sagte. Aus seinen Antworten ging hervor, daß nichts von dem, was H. äußerte, verloren ging, wiewohl weder er noch ich eine Gehörmaschine gebrauchte, wogegen er viel vom Munde abzulesen schien. Erwähnen muß ich jedoch, daß, wenn er Clavier spielte, er in der Regel so aufschlug, daß zwanzig bis dreißig Seiten es büßen mußten. Es giebt übrigens nichts Geistreicheres, Lebendigeres, und, um einen Ausdruck zu brauchen, der seine eignen Symphonien so gut bezeichnet, nichts Energischeres, als seine Unterhaltung, wenn man ihn einmal in eine gute Laune versetzt hat. Aber eine ungeschickte Frage, ein übel angebrachter Rath, z. B. auf die Cur seiner Taubheit, reichen hin, ihn für immer zu entfremden. — Er wünschte für eine Composition, mit der er eben beschäftigt war, den höchst möglichen Umfang der Posaune zu wissen, und fragte deshalb Herrn H., dessen Antwort ihn aber nicht zufrieden stellte. Er sagte mir darauf, daß er in der Regel durch die verschiedenen Künstler selbst über

den Bau, Character und Umfang der Hauptinstrumente sich unterrichtet habe. Er stellte mir seinen Neffen vor, einen schönen jungen Mann von etwa achtzehn Jahren, den einzigen Verwandten, mit dem er auf freundschaftlichem Fuße lebte. Dabei sagte er: „Sie können ihm, wenn sie wollen, ein Räthsel auf Griechisch aufgeben,“ womit er mich mit des jungen Mannes Vertrautheit mit dieser Sprache bekannt machen wollte. Die Geschichte dieses Verwandten setzt die Herzensgüte Beethovens in ein höheres Licht. Der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer für ihn bringen können, als er es gethan. Nachdem wir eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir, in dem romantischen Helenenthal uns um ein Uhr wieder bei Tisch zu treffen. Wir besahen uns die Bäder und andere Merkwürdigkeiten, gingen gegen Mittag wieder nach Beethovens Hause, wo er schon auf uns wartete, und machten uns dann auf den Weg nach dem Thal. Beethoven ist ein tüchtiger Fußgänger und hat seine Freude an mehrstündigen Spaziergängen, besonders durch eine wilde romantische Gegend; ja man erzählte mir, daß er ganze Nächte auf solchen Excursionen zubringe, und oft mehrere Tage von Hause wegbliebe. Auf unserem Weg nach dem Thal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönen Punkte oder bemerkte mir die Mängel der neuen Gebäude. Ein ander Mal schien er wieder ganz in sich versunken, und summte blos auf unverständliche Weise vor sich hin. Ich hörte jedoch, daß dieses seine Art zu Componiren sei, und daß er nie eine Note niederschreibe, als bis er sich einen bestimmten Plan vom ganzen Stück gemacht habe. Er haßt allen

Zwang, und ich glaube nicht, daß es kaum Jemand in Wien giebt, der von allen, selbst politischen Gegenständen, mit so wenig Zurückhaltung spricht, als Beethoven. Er hört schlecht, aber er spricht außerordentlich gut, und seine Bemerkungen sind so charakteristisch und originell, wie seine Compositionen. Während des ganzen Verlaufs unseres Tischgesprächs war nichts so interessant, als was er von Händel sagte. Ich saß neben ihm und hörte ihn sagen: „Händel ist der größte Componist der je gelebt hat!" Ich kann es nicht beschreiben mit welchem Ausdruck er über den Messias sprach. Jeder von uns fühlte sich ergriffen als er sagte: „Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knien." Wiederholt suchte ich das Gespräch auf Mozart zu lenken, aber umsonst. Ich hörte ihn nur sagen: „In einer Monarchie wissen wir, wer der Erste ist" — was sich auf diesen Gegenstand beziehen mochte oder auch nicht. Ich hörte später, daß Beethoven oft unerschöpflich im Lobe Mozarts sei. Bemerkenswerth ist, daß er nicht hören kann, wenn man seine früheren Werke lobt. — Beethoven ist ein großer Bewunderer der Alten. Den Homer, besonders die Odyssee und den Plutarch zieht er allen andern vor. Von vaterländischen Dichtern studirt er vorzugsweise Schiller und Goethe. Von der britischen Nation hat er die günstigste Meinung. „Ich liebe die edle Einfachheit der englischen Sitten" sagte er und fügte noch anderes Lob hinzu. Es schien mir, als ob er Hoffnung hegte, mit seinem Neffen England zu besuchen."

Der vor Kurzem in England verstorbene Moscheles,

ein begeisterter Verehrer des Meisters, erinnerte sich noch, wie ihm, als Schüler des Prager Conservatoriums, zum ersten Male die Kunde von Beethoven geworden sei. Man sprach damals viel von einem neu aufgetauchten, excentrischen Genie, dessen Werke aller Regel trotzten. Die Schüler kauften die Sonate pathétique und die Neuheit dieses Stils wirkte so mächtig auf Moscheles, erfüllte ihn mit solcher Begeisterung, daß er gegen das Verbot seiner Lehrer derartige unsolide und unregelmäßige Sachen zu spielen, sich ihnen hingab. — Im Jahre 1814 trat Moscheles mit Beethoven in nähere Beziehungen, weil ihm die Herausgabe des Fidelio für das Clavier zu bearbeiten anvertraut worden. Lehrreich aber mühevoll war diese Arbeit gewesen und der junge Künstler schrieb nach der Vollendung unter dieselbe: „Mit Gottes Hülfe beendet," dem aber fügte Beethoven das stolze Wort hinzu: „O Mensch, hilf dir selber!"

Mit großem Interesse verfolgte Beethoven das Auftreten Karl Maria's von Weber. In seinen Briefen nannte er ihn stets seinen lieben Freund. Als in Wien der Freischütz aufgeführt werden sollte, wanderte Beethoven zu seinem Verleger Steiner in dem Paternostergäßchen und holte sich das Werk zur Durchsicht. „Der Weber muß Opern schreiben, eine nach der andern ohne viel daran zu knaupern," sagte er hernach zu seinen Freunden. „Der Caspar, das Unthier, steht da wie ein Hans Ueberall und wo der Teufel die Tatzen hereinsteckt, da fühlt man sie auch." Ueber die wundersame Wolfsschluchtmusik sprach er wohl: „Verteufeltes Zeug

dieses; wenn ich's lese, muß ich lachen und doch kann es wohl das Rechte sein. Wenn ich nur hören könnte!" Diese Zuneigung zu dem großen Componisten wurde ihm durch die Liebe und Verehrung Weber's reichlich vergolten. Er war es, der des Meisters Oper „Fidelio" in Prag mit ganzer Hingabe zur Ausführung brachte; schrieb er doch über dieselbe an ihren Autor: „Die Ausführung dieses mächtig für deutsche Größe und Tiefe des Gefühls zeugenden Werkes unter meiner Direction hat mir die ebenso begeisternde als belehrende Vertrautheit mit seinem innern Wesen erschlossen . . . Jede Vorstellung wird ein Festtag sein, an dem es mir erlaubt ist, Ihrem erhabenen Geiste die Huldigung darzubringen, die im Innersten meines Herzens für Sie lebt und wo Verehrung und Liebe sich den Vorrang streitig machen." — In demselben Jahre, im Herbste 1823, kam Weber mit seiner neuen Oper „Euryanthe" nach Wien und lernte so den von ihm verehrten Meister kennen. Damals hauste Beethoven in Mödling, einem kleinen Dorfe bei Wien, als plötzlich einige Freunde ihm einen kleinen, schmächtig aussehenden Herrn zuführten. „Da bist Du ja, Du Kerl! Du bist ein Teufelskerl! Grüß Dich Gott!" mit diesen Worten schloß Beethoven seinen Gast, den er gleich als seinen Kunstgenossen erkannte, in seine Arme und küßte ihn herzlich. Wie mochte Weber seinen Freund bedauern, als er das öde, unordentliche Arbeitszimmer überblickte, in welchem Noten, Geld, Kleider, Kaffee, Wäsche, Geschirr von einer Staubhülle bedeckt, durcheinander lagen und vollends, als er nun

den berühmten Meister mit seinem Leiden, in ärmlicher, fadenscheiniger Kleidung vor sich sah.

Voll Freude über seinen lieben Besuch kleidete sich dann Beethoven im Beisein der Freunde an und ging mit in den Sauerhof, wo man zusammen zu speisen beabsichtigte. Da saßen nun die beiden Meister im innigsten, freundschaftlichen Verkehre mehrere Stunden mit einander. Beethoven wartete seinem Gaste mit einer Liebenswürdigkeit, Fürsorge und Aufopferung auf, daß Weber schier in seinem Innersten verlegen wurde. „Wir brachten," so erzählt Weber selbst, „den Mittag fröhlich und vergnügt mit einander zu. Der rauhe, zurückstoßende Beethoven machte mir ordentlich die Cour, bediente mich bei Tische mit Sorgfalt, wie seine Dame. Kurz, dieser Tag wird mir ewig denkwürdig bleiben, so wie allen, die dabei waren. Er gewährte mir eine eigene Erhebung, mich von diesem großen Geiste mit so liebevoller Achtung überschüttet zu sehen." Während des Gesprächs beklagte sich der Wiener Meister über die deutschen Dichter. „Sie können," sagte er, „keinen guten Operntext zusammenbringen, und auch mein Fidelio ist ein französisches Original. Die besten Texte aber sind der Wasserträger und die Vestalin." Beethoven wollte zur Aufführung der Euryanthe kommen und gab die herzlichsten Glückwünsche für dieselbe seinem Besuche, den er vielmals beim Abschiede umarmte, auf den Weg — aber er kam nicht. Was soll ich dort? sagte er später mit der Hand zum Ohre zeigend, als man ihn fragte, weshalb er nicht dort gewesen.

Die Aufführung hatte einen glänzenden Erfolg; von

allen Seiten umstürmten Huldigungen aller Art, rauschender Beifall den Componisten. „Doch," so sagte der edle Meister, „von allen Beweisen der Auszeichnung, die mir in Wien zu Theil wurden, von allem Ruhm und Lob, das ich dort immer erndtete, hat nichts mein Herz so gerührt, als dieser brüderliche Kuß Beethoven's."

Auch mit Cherubini, Zelter, Diabelli, Nägeli, Czerny u. a. m. stand Beethoven in theils brieflichem, theils persönlichem Verkehr. Wie er selbst die Noth eines Künstlerlebens durchkosten mußte, so hatte er stets ein offenes Herz für seine Leidensgenossen und ein Zeugniß seiner Theilnahme legt jener Brief, den er an den letzten der oben genannten Künstler schrieb, ab, als er vernahm, daß derselbe in drückender äußerer Noth sich befinde und den wir als ein Zeugniß der Menschenliebe und Theilnahme unseres Künstlers hier mittheilen.

Mein lieber werther Czerny!

Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß Sie in einer Lage sind, die ich wirklich nie vermuthet habe; möchten Sie mir doch Vertrauen schenken und mir's anzeigen, worin vielleicht manches für Sie besser werden kann, ohne alle gemeine Protectionssucht von meiner Seite; sobald ich nur wieder Athem schöpfen kann, muß ich Sie sprechen; sein Sie versichert, daß ich Sie schätze und Ihnen dieses jeden Augenblick bereit bin durch die That zu beweisen.

Mit wahrer Achtung
Ihr Freund
Beethoven.

X.

Onkel und Neffe.

Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

Hölderlin.

Wenn sich der Mensch nach Ruhe sehnt vor dem jähen Wechsel von Schmerz und Lust, dann schauen seine Blicke wohl rückwärts nach der fernen Jugendzeit. Von den dunklen Bergen derselben aber erhebt sich ein Bild, das mit mildem Zauberscheine hineinstrahlt in die bewegte Brust: das Bild des Duldens und der Liebe — das Bild der Mutter. So war es auch bei Beethoven. — Seinem Vater mochte er den aufbrausenden Zorn, dem Großvater sein erstes Streben verdanken, von der Mutter aber hatte er die beste Seite seines Wesens, sein tiefes Gemüth überkommen. Was er der letzteren auf ihrem Sterbebette versprochen, er hat es gehalten, wie's Keiner versteht.

Im Jahre 1774 und 76 wurden Beethoven noch zwei Brüder nachgeboren, Caspar Karl und Johann. Beide folgten, nachdem der Vater gestorben war, ihrem Bruder nach Wien; jener als Musiklehrer, dieser als Apotheker. Im November 1815 starb der älteste der beiden Brüder, welcher dem Componisten die meisten

Unterhaltungskosten verursacht hatte. Beethoven aber war bei diesem Todesfalle fast untröstlich.

„Mein armer unglücklicher Bruder ist eben gestorben, schrieb er seinem Freunde Ries; er besaß ein schlechtes Weib . . . und um ihm das Leben leichter zu machen, habe ich ihm im Ganzen wohl Zehntausend Gulden gegeben. Der Arme war in seinen letzten Jahren sehr umgeändert, und ich kann sagen, ich bedauerte ihn von Herzen und es freut mich, daß ich mich in Rücksicht seiner Erhaltung nichts habe zu Schulden kommen lassen.“ — „O sieh herab, theurer Bruder!“ so rief der trauernde Beethoven, „ich habe dich beweint und beweine dich noch jetzt!“ Selten wohl denkt und fühlt ein Bruder so wie der Meister beim Tode desjenigen, der ihm im Leben Schmach und Sorgen bereitet hat, ja, dessen Peinigungen noch über das Grab hinaus nachdauerten. Der Verstorbene hatte seinen Wohlthäter zum Vormunde seines Sohnes eingesetzt und diese Testamentsbestimmung wurde ein neuer Hemmschuh für Beethoven; sie brachte ihn an den Rand der Verzweiflung. Aber durch dieselbe ist nns zugleich Gelegenheit geworden, eine der schönsten, und rühmlichsten Characterseiten des Meisters kennen zu lernen. Eine solche Fülle von Sorgfalt, Aufopferung, Liebe, Uneigennützigkeit, Zartsinn und Gewissenhaftigkeit strömte bei der Vollziehung dieser überkommenen Pflicht aus Beethoven hervor, daß man sich der Rührung nicht enthalten kann, wenn man sieht, wie der Meister sich selbst, sammt seiner Muse dahin giebt für die Existenz, für das Wohl eines einzelnen Menschen und noch dazu eines unwürdigen.

Bald nach der Uebernahme seiner Pflicht sah Beethoven ein, daß sein Neffe nicht unter der Leitung seiner Mutter bleiben dürfe, da diese keinen sonderlichen Lebenswandel führte. Beethoven nahm den Knaben gänzlich zu sich, adoptirte ihn und meinte ihn seiner Schwägerin und ihrem heillosen Einflusse nunmehr entzogen zu haben. Da erwachte in der leichtfertigen Frau das Gefühl der Mutter; sie forderte ihren Knaben zurück; Beethoven weigerte sich ihn herauszugeben und es entwickelte sich nun ein Prozeß, welcher vier Jahre lang wie ein Dämon den Meister verfolgte. Sein Advokat hatte, durch das holländische Wörtchen „van" verleitet, den Irrthum begangen, die Sache seines Clienten vor das Adelsgericht zu bringen, und hier sollte der berühmte Componist seinen Adel beweisen. Beethoven erschien und auf die Aufforderung des Vorsitzenden entgegnete er mit echtem Stolze: „Mein Kopf und Herz sind mein Adel." Als darauf die Sache, da man dies Argument nicht gelten ließ, vor ein Civilgericht gebracht wurde, verletzte man hierdurch den Künstler schwer; er glaubte seinen Namen geschändet und wagte sich lange Zeit nicht in die Oeffentlichkeit.

Beethoven hatte der „Königin der Nacht", so nannte er die Wittwe seines Bruders, den Neffen genommen und wahrhaft rührend ist seine Freude den Knaben gerettet zu haben. „Morgen endlich", so schrieb er einem Institutsvorsteher, „morgen werde ich Ihnen mein anvertrautes, theures Pfand bringen." „Ich bin übrigens voller Sorgen", so berichtet er am Ende des Jahres 1846, „denn ich bin wirklich der leibliche Vater von meines

verstorbenen Bruders Kind und hierbei hätte ich ebenfalls den zweiten Theil der Zauberflöte wohl auf die Welt bringen können, indem ich es auch mit einer „Königin der Nacht" zu thun hatte."

Indessen zog sich der Prozeß weitaus in die Länge. Das erste Urtheil, welches zu Gunsten des Meisters ausgefallen war, wurde für ungültig erklärt, als die Mutter Carl's dem Hofe den Irrthum des Advocaten angezeigt. Der kranke Beethoven schrieb damals an den Lehrer seines Neffen: „Wenn Sie mich nicht sehen, so schreiben Sie es meinem Schmerz zu, den ich jetzt erst empfinde über diesen schrecklichen Vorfall. Das Gerede der bösen Frau hat mich so angegriffen, daß ich für heute nicht alles beantworten kann . . . lassen Sie dieselbe auf keinen Fall zu Karl. Ein ander Mal will er sein Mündel fortschicken, daß es nichts mehr sieht noch hört von seiner „bestialischen Mutter" und dann wieder meint er: es mag derselben doch wehe thun, ihr Kind bei einem Fremden zu sehen und Hartes sei ohnedem mehr hierbei, als ihm lieb wäre, deshalb lasse er sie morgen kommen . . . „Es ist meinem Gefühl gegen Unmenschlichkeiten beizumessen, daß Sie mich einige Mal wanken gesehen haben in die Mutter ein besseres Vertrauen zu setzen."

Das Haus, welches die Schwägerin besaß, mußte Schulden halber verkauft werden. Durch einen Vergleich aber sollte ein Theil des Geldes dem Neffen für Unterhalt und Erziehung verbleiben. Beethoven schrieb damals in sein Tagebuch: „Ich kann wohl denken, daß sich die Wittwe nicht schlecht bedacht hat, welches ich ihr

von Herzen wünsche; das meinige o Herr! hab ich erfüllt; es sei möglich gewesen ohne Kränkung der Wittwe, was aber nicht andem, und du Allmächtiger siehst in mein Herz, weißt, daß ich mein eignes Beste um meines theuren Karl willen zurückgesetzt habe; segne mein Werk, segne die Wittwe! Warum kann ich nicht ganz meinem Herzen folgen uud sie fürder . . . Gott, Gott! mein Hort mein Fels, o mein Alles, du siehst mein Inneres und weißt, wie wehe mir es thut, jemanden leiden machen zu müssen bei meinem guten Werke für meinen theuren Karl!!! O höre stets, Unaussprechlicher, höre mich, deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen."

So dachte, so fühlte Beethoven, als er vom Pflichtgefühl gedrängt, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde verletzen mußte. Sah er dann seine wohlgemeinten Pläne durchkreuzt, merkte er, daß die intriguante Frau seine Hauptgenossen bestach, mit listigen, verführerischen Worten seinen Neffen beredete davonzulaufen, dann brach wohl der brausende Zorn des Meisters hervor, dann flogen die Notenstöße seines Zimmers noch mehr durcheinander, aber dennoch neigte sich bald, wie immer, sein Gerechtigkeitssinn zum Siege. Er fühlte, wie sehr das Gefühl einer Mutter durch die Entziehung ihres Kindes beleidigt sein müsse. Sich selbst allmählich überwindend konnte Beethoven diese „Königin der Nacht," welche ihm einen Theil seines Lebens verbittert hatte, in ihrer Noth unterstützen. Häufig tilgte er ihre Schulden. Himmel und Erde wußte diese Frau in Bewegung zu setzen, ihre Bedrängniß und Verzweiflung in solch

brennenden Farben, ihren Kampf um das Dasein in solcher Gluth zu schildern, daß der Meister nicht widerstehen konnte: er schickte was er nur eben entbehren konnte und litt selbst Entbehrung über Entbehrungen, um die seiner eigennützigen Verwandten zu heben. So antwortet der Componist auf einen ihrer Jammerbriefe: „Was ihre Noth betrifft, ich würde Ihnen gern mit einer Summe ausgeholfen haben, leider habe ich aber zu viele Ausgaben und Schulden, um meine Bereitwilligkeit auf der Stelle beweisen zu können. Indessen versichere ich Sie hiermit schriftlich, daß Sie die Hälfte Karls von Ihrer Pension fortdauernd beziehen können . . . die Zweihundertachtzig Gulden, welche Sie Steiner schuldig sind, habe ich zu bezahlen übernommen.“

In tausend Ungelegenheiten ward somit der Meister gestürzt und wir sehen ihn um diese Zeit häufig mit kaufmännischer Speculation die edlen Producte seines Geistes veräußern. Lesen wir jene Briefe aus den zwanziger Jahren, welche den Verkauf seiner Werke betreffen, wir kennen den Componisten kaum wieder. Hier marktet er um den Preis, dort sucht er sich durch Uebersendung an Fürsten Geschenke zu erringen, in allen ist das dritte Wort Geld und wieder Geld. Doch wozu bedarf der bescheidene, anspruchslose Beethoven dieser Summe? Wir wissen es, er hat einen Neffen zu erziehen, Verwandte zu unterstützen und diese pressen ihren Erhalter bis zum Aeußersten. Wohl verspricht der junge Karl vieles für die Zukunft, er versteht es des Onkels Liebe und Zutrauen zu gewinnen, und es hatte den Anschein, als ob die Mühe, die derselbe anwandte,

nicht verloren sein würde. Beethoven setzte seine ganze Kraft an die von seinem Bruder überkommene Pflicht; Bücher über Erziehung wurden gekauft und wieder und wieder gelesen; mit Karl's Lehrer trat er in brieflichen Verkehr über den besten Unterrichtsweg; Künstler wie Czerny müssen ihn in der Musik unterweisen. Es kam ein völliger Aufruhr über den Meister. Als während des Prozesses die Gefahr eintrat, daß ihm das Kind entrissen werden könnte, schrieb er ängstlich an das Appellationsgericht.

„Ich selbst bin kinderlos, habe keinen näheren Verwandten als diesen Knaben, der voll Talent ist und die besten Hoffnungen giebt, wenn er gehörig geleitet wird. Nun muß ich vernehmen, daß man ihn aus seinem jetzigen Erziehungs-Institute wegen Mangel der Kosten nehmen und der Mutter geben will. Welches Unglück für den Knaben, der ein Opfer der Unwirthschaft seiner Mutter werden mußte, die den Antheil ihrer Pension, den sie für die Erziehung des Knaben verwenden sollte, für sich verbrauchen möchte!

Ich habe daher bei dem Magistrate erklärt, daß ich den Abgang der Kosten für sein dermaliges Erziehungs-Institut aus Eignem tragen und selbst zur Haltung mehrerer Meister das Nöthige herbeischaffen wolle. Mein Wille und mein Streben geht nur dahin, daß der Knabe eine bestmöglichste Erziehung erhalte, da seine Anlagen zu den frohesten Hoffnungen berechtigen, und daß die Erwartungen in Erfüllung gehen mögen, die sein sel. Vater auf meine Bruderliebe baute. Ich kenne keine heiligere Pflicht als die der Obsorge der Erziehung und Bildung

eines Kindes. — Nur darin kann die Pflicht der Vormundschaft bestehen: das Gute zu würdigen und das Zweckmäßige zu verfügen. — Nur das Beste des Knaben im Auge, bin ich nicht entgegen, daß der Mutter eine Art Mitvormundschaft zukommen möge, die darin bestehe, daß sie den Knaben besuchen, sehen und in allen Erziehungs-Vorkehrungen Wissenschaft nehmen möge, allein ihr fernerhin die Vormundschaft überlassen, hieße das Verderben des Kindes herbeiführen."

Nachdem nach vier qualvollen Jahren Beethoven seine Absicht erreichte, die „Königin d.r Nacht" ausgeschlossen wurde von der Erziehung ihres Sohnes, da brachen erst recht äußere Sorgen über ihn herein. Sie haben, schrieb er damals an seinen Schüler, zwei Kinder, ich eins, allein Sie sind verheirathet, und so kosten Ihnen die Ihrigen nicht so viel, wie mir das meinige." Beethoven mußte die Existenz, die Erziehung, kurzum alles bestreiten und zum Dank dafür lief der Neffe wiederholt zur Mutter zurück, quälte seinen Onkel und vergeudete dessen Geld. Wahrhaft rührend schreibt einmal der Meister einem Freunde um die Besorgung eines anderen Bedienten, weil der bisherige ihm das Gesicht zerkratzt hatte: „Sie wissen, wie man ihn ungefähr wünscht, ein ordentliches Betragen, gute Empfehlungen, geheirathet und nicht mordsüchtig, damit ich meines Lebens sicher bin, indem ich doch wegen verschiedenem Lumpenvolk in der Welt noch etwas leben möchte."

Des Meisters Hoffnung aber wurde betrogen, der Neffe trat ganz in die Fußtapfen seiner Eltern und gerieth soweit, daß er zuletzt sich selbst zu tödten versuchte. Der

Schuß ging jedoch seitwärts und das Leben wurde ihm erhalten. — Welch' ein Schmerz für Beethoven! Das Maß seines Leidens mußte voll werden, wenn er in das entstellte Antlitz dessen sah, für den er seit Jahren alles geopfert, für den er Entbehrungen so mancherlei Art gelitten. — Karl von Beethoven wird von der Polizei aus Wien gewiesen; sein Onkel zieht mit ihm, um ihn zu trösten und zu pflegen obgleich keiner mehr als er der Pflege bedarf. Voll Schmerz schrieb er in jenen Tagen: „Mein theurer Sohn! Nur nicht weiter — komm nur in meine Arme, kein hartes Wort wirst Du hören, o Gott gehe nicht in Dein Elend, — liebend wie immer wirst Du empfangen werden, — was zu überlegen, was zu thun für die Zukunft, wir werden es liebevoll besprechen, — mein Ehrenwort, keine Vorwürfe . . . nur die liebevollste Sorge und Hilfe darfst Du von mir erwarten. Komm nur — komm an das treue Herz Deines Vaters!" Weinend aber ruft der Meister in Gegenwart seiner Freunde aus: „Er schämt sich meiner! was soll ich machen?"

Wenden wir uns ab von dieser qualvollen Seite des Lebens, eilen wir zum Schlusse eines Kapitels, welches gewiß jeden Leser mit innerer Entrüstung und mit Theilnahme zugleich erfüllt hat. — Beethoven ertrug Entbehrungen, erlitt Noth in den letzten Jahren eines Lebens, welches der Welt unsterbliche Werke erzeugt hatte. Wohl besaß er, sorgfältig in einer Truhe aufgehoben noch zehntausend Gulden in Staatspapieren; aber die gehörten seinem Neffen, das war das Vermögen, welches er dem Leichtsinnigen, der als Cadet zu Iglau

in Mähren stand, hinterlassen wollte. Er der stolze, auf seine Unabhängigkeit freudige Meister, er mußte sich an die philharmonische Gesellschaft in London wenden, um eine Unterstützung zu erhalten. Deutschland vergaß ihn, England nahm sich seiner an. Ein Geschenk von hundert Pfund Sterling traf im März 1827 bei ihm ein. Groß war des Meisters Freude und Dankbarkeit. Gleich setzte er sich hin, um durch ein neues Werk seine Freunde in London zu belohnen. „Sagen Sie diesen würdigen Männern", so schrieb er damals, „daß, wenn mir Gott meine Gesundheit wieder wird geschenkt haben, ich mein Dankgefühl auch durch Werke werde zu realisiren trachten . . . Noch nie bin ich mit solcher Liebe an ein Werk gegangen, als es hier der Fall sein wird." Beethoven sollte dieser Wunsch nicht mehr erfüllt werden, der Tod überraschte ihn. Des armen Künstlers Kapital aber erhielt der Neffe, über den er zehn Jahre vorher an Ries schrieb: „Schwerlich hat einer so viel Verdruß als ich. Doch habe ich den süßen Trost, ein armes unschuldiges Kind aus den Händen einer unwürdigen Mutter gerettet zu haben."

XI.

Die Wiener Conferenz und das Jahr 1824.

Nie wird im Sturm das Wahre untergehn;
Es ist der Sonne gleich, vor der die Wolken stehn.

Die Glanzzeit Wiens, die Tage der Conferenz waren hereingebrochen. Die Augen der Welt richteten sich damals nach der Hauptstadt Oestreichs. Ueber hunderttausend Fremde durchzogen die Straßen. Kaiser, Könige, Fürsten, Diplomaten und Gelehrte strömten zusammen; ein Fest drängte das andere. In den Theatern glänzte die Sängerin Milder und die gewaltige Sophie Schröder. Da wurde auch des alten Einsiedlers, des großen Componisten Beethoven gedacht. Da rauschte auch über ihn die Ruhmeswelle in mächtigem Schlage dahin; Fürsten und Große suchten ihn auf, wollten den Meister sehen, welcher so revolutionär die Tonwelt umgestaltete, dessen Werke man Unregelmäßigkeiten und doch hinreißende Kraft nachrühmte. Alle schmeichelten dem unliebenswürdigen Künstler, der nie die Regel der Etiquette beobachtete, sich unter Königen und Fürsten wie unter seines Gleichen bewegte; alle machten ihm, wie er selbst sagte, die Cour. Von seinem Schüler und Freunde, dem Erzherzog Rudolph, wurde er besonders der russischen Kaiserfamilie vorgestellt, bei welcher Gelegenheit er sich lange Zeit mit der kunstliebenden Kai-

serin Elisabeth unterhielt. Ihr widmete er später seine prächtige Polonaise Opus 89, als eine Antwort auf ein bedeutendes Ehrengeschenk, welches ihm die hohe Dame hatte zusenden lassen. Damals wurde auch seine Oper Fidelio wiederholt in Wien und Berlin gegeben und der Sängerin Milder, welche dem Juwelier Hauptmann verheirathet war, schrieb er in lustig-dankbarer Weise:

„Tausend Dank, daß Sie meinem Fidelio so treu geblieben sind . . . Glücklich kann sich derjenige schätzen, dessen Loos Ihren Musen, Ihrem Genius, Ihren herrlichen Eigenschaften und Vorzügen anheim fällt, — so auch ich. — Wie es auch sei, — alles darf sich um Sie her nur Nebenmann nennen, ich allein nur führe mit Recht den ehrerbietigen Namen Hauptmann." Es folgen dann Noten mit dem Texte: „ich küsse Sie, drücke sie ans Herz! Ich der Hauptmann, der Hauptmann!" und zum Schlusse steht: „Fort mit allen übrigen falschen Hauptmännern!"

Dem Könige von Preußen widmete er später die neunte Sinfonie und erhielt von ihm nebst einem ehrenden Schreiben einen Brillantring zugesendet. Als ihn bald darauf ein Attaché der preußischen Gesandtschaft vertraulich fragte, was ihm lieber sei, eine Geldsumme oder ein Orden, enschied sich der Meister rasch für das Geld. Es mag hier auch des Gerüchtes erwähnt werden, welches behauptet, Beethoven sei der natürliche Sohn Friedrich Wilhelm des zweiten. Der Künstler schrieb hierüber an seinen Freund Wegeler, der ihn darauf aufmerksam machte: „Auch mir hat man

davon gesprochen, ich habe mir aber zum Grundsatz gemacht, nie etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir die Sache gern, die Rechtschaffenheit meiner Eltern und meiner Mutter insbesondere der Welt bekannt zu machen." — Auch der König von Frankreich wollte nicht zurückbleiben; er übersandte dem Meister eine goldne Medaille mit der Umschrift: Donné par le roi à Mr. Beethoven.

In seinem ganzen Auftreten war Beethoven eine republikanische Natur; er liebte die Engländer ihrer freien Gesinnung wegen. Nordamerika war ihm das Land seiner Sehnsucht. Wiederholt spricht er in seinen Briefen den Gedanken aus, dorthin zu reisen, dort sein Alter zu verbringen. Von London, ja auch aus Amerika wurden ihm oft Zeichen der Verehrung und Liebe zugeschickt. Recht characteristisch stellt jener Brief, den er an die Bettina schrieb, diese freie Gesinnung heraus:

„Könige und Fürsten können wohl," sagte er, Professoren machen und Geheimräthen Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen. Damit muß man sie in Respect halten, wenn so zwei zusammenkommen wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unser einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von Weitem kommen, und der Goethe machte sich von meinem Arm los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen,

was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Ueberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen inmitten durch den dicksten Haufen —: Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog Rudolph hat mir den Hut abgezogen und die Frau Kaiserin hat zuerst gegrüßt. — Die Herrschaften kennen mich; zu meinem wahren Spaß sah ich die Prozession an Goethe vorbeidefiliren —: er stand mit abgezogenem Hut tiefgebückt an der Seite. Dann habe ich ihm den Kopf gewaschen, ich gab keinen Pardon und habe ihm alle seine Sünden vorgeworfen, am meisten die, gegen Sie, liebste Freundin; wir hatten gerade von Ihnen gesprochen. Gott! hätte ich eine solche Zeit mit Ihnen haben können wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch vielmehr Großes hervorgebracht. Ein Musiker ist auch Dichter, er kann sich auch durch ein paar Augen plötzlich in eine schönere Welt versetzt fühlen. . . . Was kam mir nicht Alles in den Sinn, wie ich Sie kennen lernte auf der kleinen Sternwarte während des herrlichen Mairegens; der war auch fruchtbar für mich. Die schönsten Themas schlüpften da aus ihren Blicken in mein Herz, die erst die Welt noch entzücken sollen, wenn der Beethoven nicht mehr dirigirt. Schenkt mir Gott noch ein paar Jahre, dann muß ich Dich wiedersehen liebe Freundin, so verlangt's die Stimme, die immer Recht behält in mir. Geister können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben. Ihr Beifall ist mir am liebsten in der ganzen Welt. Dem Goethe habe ich meine Meinung gesagt, wie der Beifall auf unser einem wirkt, und

daß man von Seinesgleichen mit dem Verstand gehört sein will. Rührung paßt nur für Frauenzimmer, dem Manne muß die Musik Feuer aus dem Geiste schlagen. Wie lange ist es schon her, daß wir einerlei Meinung sind über alles!!!! Nichts ist gut, als eine schöne gute Seele haben, die man in allem erkennt, vor der man sich nicht verstecken braucht. Man muß was sein, wenn man was scheinen will. Die Welt muß man erkennen, sie ist nicht immer ungerecht, daran ist mir zwar nichts gelegen, weil ich ein höheres Ziel habe. — In Wien hoffe ich einen Brief von Ihnen, schreiben Sie bald, bald und recht viel, in acht Tagen bin ich dort. Der Hof geht morgen, heute spielen sie noch einmal. Goethe hat der Kaiserin die Rolle einstudirt; sein Herzog und er wollten, ich soll was von meiner Musik aufführen. Ich hab's beiden abgeschlagen. Sie sind in chinesisches Porzellan verliebt, da ist Nachsicht vonnöthen, weil der Verstand die Oberhand verloren hat. Aber ich spiele zu ihren Verkehrtheiten nicht auf, absurdes Zeug mag ich nicht auf gemeine Kosten und Fürstlichkeiten, die nie aus der Art Schulden kommen. Adieu, adieu Beste, Dein letzter Brief lag eine ganze Nacht auf meinem Herzen und erquickte mich da, Musikanten erlauben sich Alles. . . . . ."

Teplitz, 15. August 1812.

Dein treuester Freund und tauber Bruder
Beethoven.

Die größte Verehrung für den Meister hegte die Gesellschaft der Musik in London. Wie sie einst Haydn protectirte, ihn wiederholt nach England rief, seine äußere

Lage erleichtert hatte: nun kam die Reihe an seinen Schüler, der ihre volle Theilnahme erwarb. „Mein lieber Beethoven!" schrieb ihm der Engländer Neate, „lange schon habe ich gewünscht, Sie in diesem Lande zu sehen, wo Ihre Talente mehr geschätzt werden, als in jedem andern. Ich habe aufs Neue den angenehmen Auftrag erhalten, Sie einzuladen nach England zu kommen. Sie werden im Stande sein, sich eine bedeutende Summe Geldes zu erwerben . . . Die Societät ist bereit, Ihnen 300 Guineen zu geben . . . Sie werden sich hier im Kreise vieler finden, die sich glücklich schätzen, ihre Hochachtung und Verehrung dem großen Beethoven bezeugen zu können, dessen Ruf größer als irgend eines vorher in diesem Lande war." — Solchen Auszeichnungen zeigte sich Beethoven mehr zugänglich, als denen hoher Personen. Nach England war stets sein Blick gerichtet, von der englischen Nation sprach er mit Hochachtung; ihr Lob und ihre Verehrung war, als die freien Männer, ihm hoch und werth. Seinem Schüler Ries, der sich eine Zeit lang in London befand, sagte er wiederholt „er komme recht bald. Diese Engländer sind alle tüchtige Kerls mit denen ich gern eine Zeit zusammen leben möchte." — Auch die Gesellschaft für Musik in Laibach sandte Beethoven die Ernennung zum Ehrenmitgliede unter dem ehrenden Schlußworte zu: „Die unterzeichnete Direction erfüllt, den allgemeinen Wunsch der Gesellschaft realisirend, diesmal ihre angenehmste Pflicht, indem sie Ew. Wohlgeboren durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede den vollsten Beweis ihrer Verehrung anzunehmen ersuchet." — Selbst die Schweden wollten in der Aner-

kennung des großen Meisters nicht zurückstehen. Die Akademie in Stockholm ernannte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede und Beethoven bat damals den Redacteur des Beobachters, Pilat, da kein Blatt des Factums erwähnte, solches doch in seiner geschätzten Zeitung mitzutheilen. „So wenig ich auch eitel und ehrsüchtig bin,“ sagte er, „so könnte es doch räthlich sein, solches nicht ganz zu übergehen, da man im praktischen Leben für andere leben und wirken muß, denen es wohl öfter zu Gute kommen kann.“

Höchst interessant ist die begeisterte Schilderung, die der Dichter Weissenbach von der Erscheinung und dem Wesen Beethovens aus eigner Anschauung entwirft. Er war zum Congreß gereist und hörte hier zum ersten Male den „Fidelio“.

„Ganz von der Herrlichkeit des schöpferischen Genius dieser Musik erfüllt, ging ich mit dem festen Entschluß aus dem Theater nach Hause, nicht aus Wien wegzugehen, ohne die persönliche Bekanntschaft eines also ausgezeichneten Menschen gemacht zu haben. Und sonderbar genug! als ich nach Hause kam, fand ich Beethoven's Besuch-Karte auf dem Tische mit einer herzlichen Einladung, den Kaffee morgen bei ihm einzunehmen. Und ich trank den Kaffee mit ihm, und ich empfing seinen Kuß und Händedruck! Ja, ich habe den Stolz, öffentlich sagen zu dürfen: Beethoven hat mich mit dem Zutrauen seines Herzens beehrt. Ich weiß nicht, ob diese Blätter je in seine Hände kommen werden; er wird sie, da ich ihn kenne und weiß, wie sehr er auf sich selbst beruht, sogar nicht lesen, wenn er erfährt, daß sie seinen Namen

lobend oder tadelnd aussprechen. Aber sein Name gehört nicht ihm allein mehr, er gehört dem Jahrhundert an, und die Nachwelt fordert von der Mitwelt das Bild ihrer Herrlichen. Ich glaube in die Natur meines Geweihten geschaut und charakteristische Züge erfaßt zu haben. Seine Lebensweise, insofern dabei auf die Eintheilung der Tagesstunden, an die Abfertigung der Bedürfnisse und Geschäfte gedacht wird, ist allerdings etwas regellos. Von der Zeit scheint er kaum eine andere Notiz zu nehmen, als die ihm die Sonne oder die Sterne mittheilen. Diese Regellosigkeit erreicht den höchsten Grad in der Zeit der Production. Da ist er oft mehrere Tage abwesend von Hause, ohne daß man weiß, wohin er gegangen.

Beethoven's Körper hat eine Rüstigkeit und Derbheit, wie sie sonst nicht der Segen ausgezeichneter Geister sind. Aus seinem Antlitze schaut Er heraus. Hat Gall, der Kranioskop, die Provinzen des Geistes auf dem Schädelbogen und — Boden richtig aufgenommen, so ist das musikalische Genie an Beethoven's Kopf mit den Händen zu greifen. Die Rüstigkeit seines Körpers jedoch ist nur seinem Fleische und seinen Knochen eingegossen; sein Nervensystem ist reizbar im höchsten Grade und kränkelnd sogar. Wie wehe hat es mir oft gethan, in diesem Organismus der Harmonie, die Saiten des Geistes so leicht abspringen und verstimmbar zu sehen. Er hat einmal einen furchtbaren Typhus bestanden; von dieser Zeit an datirt sich der Verfall des Gehörs. Oft und lange hab' ich darüber mit ihm gesprochen; es ist mehr ein Unglück für ihn als für die Welt. Be-

deutsam ist es jedoch, daß er vor der Erkrankung unübertrefflich zart — und feinhörig war und daß er auch jetzt noch allen Uebellaut schmerzlich empfindet; wahrscheinlich darum, weil er selbst nur der Wohllaut ist. Uebrigens ist die Ertödtung dieses hohen Sinnes von einer anderen Seite kläglich für ihn. Die Natur hat ihn ohnehin nur durch zarte und sparsame Fäden mit der Welt in Berührung gesetzt; der Mangel des Gehörsinns isolirt ihn noch mehr, wodurch dann er auch noch mehr auf sich zurückgewiesen und in die Nothwendigkeit gedrängt wird, den ewig heiteren Genius der Kunst von dem hypochondrischen Hunde anbellen zu lassen. Sein Charakter entspricht ganz der Herrlichkeit seines Talents. Nie ist mir in meinem Leben ein kindlicheres Gemüth in Gesellschaft von so kräftigem und trotzigem Willen begegnet. Inniglich hängt es an allem Guten und Schönen durch einen angebornen Trieb, der weit alle Bildung überspringt. In dieser Hinsicht haben mich oft Aeußerungen dieses Gemüths wahrhaft entzückt. Entheiligung dessen, was es liebt und ehrt, durch Gesinnung, Wort und Werk kann es zu Zorn und auch Thränen bringen. Darum ist es mit der gemeinen Welt auf ewig zerfallen. Für das moralische Recht ist es so heiß erglüht, daß es sich dem nicht freundlich mehr zuzuwenden vermag, an dem es eine böse Befleckung erschaut hat.

Nichts in der Welt, keine irdische Hoheit, nicht Reichthum, Rang und Stand bestechen es: ich könnte hier von Beispielen reden, deren Zeuge ich gewesen bin. Diese hohe Reizbarkeit des Gemüths und der mächtige

Trieb des Kunstgenius in ihm machen sein Glück und sein Unglück aus. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß das Geld keinen anderen Werth für ihn hat, als den der Nothwendigkeit. Nie weiß er, wieviel er bedarf und wieviel er hingiebt. Er könnte reich sein oder reich werden, umgäb ihn nur ein Aug' und ein Herz, das liebend auf ihn sähe und redlich mit ihm theilte. So sehr ihn also sein Humor vor der Welt warnt und davon wegtreibt, so giebt ihn doch in vielen Fällen die Unschuld des Gemüthsbösen Streichen preis. Er hat mit seinem Loose durch bittere Erfahrungen hindurch müssen; aber so sehr ist seine Natur abgewendet von allem Getriebe der Welt, daß er unerfahren darin und aller Sorge ledig, in alle Tücke derselben wie ein Kind arglos und unbefangen hineinlächelt. Dieses Gemüth hat jedoch nicht weniger Tiefe als Kindlichkeit. Seine Ansichten von dem Wesen, den Formen, den Gesetzen der Musik, ihren Beziehungen zu der Dichtkunst, zum Herzen u. s. w. haben nicht weniger das Gepräge der Originalität, als sein Tonsatz. Sie sind bei ihm im wahrhaften Sinne eingeborne Ideen, nicht einstudirte Aphorismen. Ich weiß, daß Goethe, dessen persönliche Bekanntschaft er in Teplitz machte, ihn auch von dieser Seite schätzen gelernt hat."

Von dem Magistrate erging gar zur Zeit des Kongresses an ihn die Aufforderung, eine Festcantate zu schreiben. Beethoven verstand sich auch hierzu, denn seine Stadt Wien durfte ihm alles abverlangen und es entstand das Opus 136, „der glorreiche Augenblick," dessen Text Weissenbach während seines Aufenthalts in

Wien schrieb. In diesem Werke spiegelt sich der Character der guten alten Zeit mit ihrer Selbstzufriedenheit wieder; dann bricht in gewaltigen Accorden der Sturm aus Westen herein und mit ihm treten neue Ideen in die Erscheinung, ein Strom von unwiderstehlicher Gewalt führt die Menschheit davon, aufwärts zu ungeahnten Höhen. Es ist die Macht des geistigen Fortschritts, das Hereinbrechen einer neuen Aera, das Zusammenfassen ihrer widerstrebenden Elemente zu einem glorreichen Moment, welches der Meister in dem Reiche der Töne darzustellen sich bestrebte. Das Allegro und Penseroso des Milton, die Welt der Phantasie, überwältigt von der Macht des Verstandes, sie erzeugen im gegenseitigen Kampfe eine neue Welt, den glorreichen Augenblick.

Wien schenkte dem Meister für diese Darstellung das Ehrenbürgerrecht, eine Auszeichnung, auf welche er oft mit Stolz zurückkommt. Auf die Tage äußerer Auszeichnungen folgten bald wieder die des Kampfes um die Existenz und die der Mühen um das Brod. Der Meister zieht sich mehr und mehr zurück; die jährlichen Conzerte, welche er für sich veranstaltete, fallen allmählich aus; er schrieb einsam in seiner Wohnung, deren er oft drei bis vier zu gleicher Zeit besaß und überließ den Vertrieb seiner Schöpfungen dem habgierigen Bruder Johann oder dem Neffen. — Lange hatte ihn die Hauptstadt nicht mehr gesehen, fast war er im Treiben des Tages verschollen, da erinnerten sich 1824 die Freunde des verehrten Meisters. Eine Bittschrift, herauszutreten aus seiner Einsamkeit, wieder einmal selbst eine eigene Academie zu dirigiren, ward mit den Unterschriften der hervor-

ragendsten Männer bedeckt und dem Vereinsamten hinaus gesandt. Beethoven kam; es war seine letzte Sinfonie, welche Schillers Ode „an die Freude“ enthält, deren Aufführung er selbst leiten wollte. Alles war gefüllt, ein solches Auditorium hatte man lange nicht gesehen. „Bei der ersten Aufführung, so erzählt uns Lenz, dirigirte der Capellmeister Umlauf; Beethoven stand neben ihm, um die Tempi anzugeben. Als im Scherzo die Pauke das Motiv nachwirbelte, brach das Publikum in einen solchen Jubel aus, daß das Orchester unhörbar wurde, den Meisten standen die Thränen in den Augen und die Fassung fehlte, weiter zu spielen.“ Doch der den Zuhörern den Rücken zuwendende Meister merkte nichts, er hörte nicht den unermeßlichen Beifallssturm, er sah nicht die Thränen der Rührung, welche er hervorgerufen — er tactirte ruhig weiter. Da wandte Jemand den tauben Meister um und machte ihn auf den Jubel des Volks aufmerksam. Er sah hin und verneigte sich ruhig. Da brachen plötzlich alle Banden, Wehmuth und Mitleid mit des Künstlers Leiden erschlossen jetzt die Herzen und ein nie endenwollender Sturm erschütterte das Haus, der jedesmal wieder aufs Neue anhob, wenn der Meister sich verneigte. — Am 7. Mai 1824 feierte Beethoven seinen letzten Triumph; an diesem Tage mußte er sich gestehen, daß er nicht umsonst gewirkt und gelebt habe; er sah die Tragweite seiner Werke, sie verlor sich in die blaue Ferne der Zukunft, er fühlte, daß er Unsterbliches geschaffen. — Nach diesem letzten Freudenrausche zog sich der Meister aufs Neue in die Einsamkeit zurück und bald hatten die Wiener ihn und sein Leiden vergessen.

Keiner bekümmerte sich um den Heros, um den Stolz der Stadt, um den Ehrenbürger; man ließ ihn einsam sterben, um ihn im Tode und bei seinem Leichenbegängniß wie einen König zu ehren — denn das ist der Welt Lauf.

Eine andere Epoche war in das Wiener Musikleben hereingebrochen. Die Musik Mozarts und Beethovens verdrängte der Melodieenreichthum Rossini's. Ganz Wien war begeistert für die gefällige, leicht verständliche Kunst des Italieners. Als Beethoven das obige Concert wiederholte, zeigte sich das Haus leer, alles eilte zu einem andern Meister.

XII.

Sein Tod.

Deine Tage schwinden, die Prüfungsstunden enteilen;
Aber keine Zeit, kein alles zerstörender Tod raubt deine Unsterblichkeit uns.

Lavater.

Die Zeitgenossen geben uns ein Bild von der Persönlichkeit des Meisters aus den letzten Jahren seines Lebens. Darnach war er von kräftigem, gedrungenen Körperbau, klein von Gestalt, nur fünf Fuß vier Zoll hoch, aber mit starken, hervortretenden Muskeln versehn. Auf diesem Gerüste saß ein ungewöhnlich großer Kopf, mit einem üppigen, unordentlich herabfallenden, grauem Haar, welches seine gewaltige Stirn mähnenartig umwallte und seinem Haupte Aehnlichkeit mit dem des Jupiter von Phidias gab. In Augenblicken des Froh-

sinns zog sich sein kleines, braunes Auge fast ganz in seine Höhlen zurück, trat dann aber, wenn Hohes ihn bewegte, sich vergrößernd hervor; der Stern richtete sich alsdann nach oben und der Ausdruck wurde erhaben und schön. — Als ein Anderer ihn gesehen hatte, rief er aus: So muß der König Lear oder die ossianischen Barden ausgesehen haben. Das Haar dick, grau, in die Höhe stehend, hier und da weiß, Stirn und Schädel wunderbar breit, gewölbt und hoch, wie ein Tempel; die Nase viereckig, wie die eines Löwen, der Mund edel geformt und weich; das Kinn breit, mit jenen Muschelfalten, die alle seine Portraits zeigen und aus zwei Kinnbackenknochen gebildet, die dafür geschaffen schienen, die härtesten Nüsse zu knacken. Ueber das breite, blatternarbige Gesicht war dunkele Röthe verbreitet und unter den finster zusammengezogenen, buschigen Brauen blickten kleine, leuchtende Augen mild auf den Eintretenden.

Diesen kräftig angelegten Körper hatte schon früh der Wurm angefressen; bald nach seiner Uebersiedlung nach Wien begannen seine Leiden. Lange suchte er sie zu verbergen; nur an seine besten Freunde schrieb er's klagend, wie wir oben gesehen haben, und stets mit der Bitte, es Keinem mitzutheilen. Alles Mögliche wurde versucht, um das schwindende Gehör zu erhalten, dem Brausen und Sausen des Ohres zu hemmen. Sturz- und Donaubäder, selbst Magnetismus, ein Arzt nach dem andern wurden gebraucht — alles vergeblich: das Gehör schwand und das Unterleibsübel nahm zu. Mit innerem Grausen verfolgte der Meister seine Krankheit, er glaubt sich von einer höhern Hand geschlagen, er

kämpft mit einer geheimnißvollen Macht. O traurige Resignation, zu der ich meine Zuflucht nehmen muß! so ruft Beethoven damals aus. Elend soll ich mein Leben zubringen! Es fehlt wenig, so schrieb er seinen Brüdern und ich endige selbst mein Leben. — Nur die Kunst, sie hielt ihn zurück. Es dünkt ihn unmöglich, die Welt eher zu verlassen, als bis er das hervorgebracht, was ihn beseelte. Erst nach Jahren furchtbarer Kämpfe war es ihm gelungen, sich an seine Leiden zu gewöhnen.

Als im Jahre 1826 der Meister mit seinem flüchtigen Neffen seinen Bruder Johann van Beethoven bei Krems besuchte, ward dem Kranken dort eine solche jämmerliche Behandlung zu Theil, daß er bald mit seinem Pflegesohn wieder abzog. Diese Rückreise, die der rücksichtslose Gutsbesitzer bei schlechtem Wetter in einem offenen Wagen geschehen ließ, scheint die erste Veranlassung zu seiner tödtlichen Krankheit gewesen zu sein. Zu Hause angekommen, sandte Beethoven seinen Neffen zum Arzte. Doch Karl vergnügte sich beim Billardspiele und vergaß seinen kranken Wohlthäter, der mehrere Tage hilflos in seiner Todesangst da lag. Zu einer Lungenentzündung gesellte sich bald die Wassersucht; eine schmerzhafte Operation folgte der andern: der Meister ging seinem Ende entgegen. Aber welch einem Ende! Am 8. Februar 1827 schrieb er einem Freund in London: . . . „Leider liege ich schon seit dem 3. Dezember an der Wassersucht darnieder. Sie können denken, in welche Lage mich dieses bringt. Ich lebe gewöhnlich nur von dem Ertrage meiner Geisteswerke, alles für mich, für meinen Karl davon zu schaffen. Seit zweieinhalb Monaten war ich nicht im

Stande eine Note zu schreiben. Mein Gehalt beträgt so viel, daß ich davon den Wohnungszins bestreiten kann, dann bleiben noch einige hundert Gulden übrig. Bedenken Sie, daß sich das Ende meiner Krankheit noch gar nicht bestimmen läßt und es endlich nicht möglich sein wird, gleich mit vollen Segeln auf dem Pegasus durch die Lüfte zu segeln. — Ich erinnere mich recht wohl, daß die Philharmonische Gesellschaft vor mehreren Jahren ein Conzert zu meinem Besten geben wollte. Es wäre für mich ein Glück, wenn Sie jetzt diesen Vorsatz von Neuem fassen wollten, ich würde aus aller mir bevorstehenden Verlegenheit doch gerettet werden können."

„Leider," so schrieb der Künstler später, „sehe ich bis zu dem heutigen Tage dem Ende meiner schrecklichen Krankheit noch nicht entgegen; im Gegentheil haben sich meine Leiden und damit auch meine Sorgen noch vermehrt. Am 27. Februar wurde ich zum vierten Male operirt, und vielleicht will es das Schicksal, daß ich dies noch zum fünften Male oder noch öfter zu erwarten habe. Wenn dies nun so fortgeht, so dauert meine Krankheit sicher bis zum halben Sommer und was soll dann aus mir werden? von was soll ich dann leben, bis ich meine ganz gesunkenen Kräfte zusammenraffe, um wieder mit der Feder meinen Unterhalt zu verdienen?" Wie schwer muß die Hand der Sorge und Noth den Meister belastet haben, wenn sein unabhängigkeits- und freiheitsliebender Geist zu solchen Bitten sich herbei lassen mußte. Deutschland ließ ihn darbend dahinsiechen, die nahen Freunde haben ihn verlassen, England nahm sich des fernen Kranken an. Wir wissen, daß die Gesell-

schaft in London ihm umgehend hundert Pfund Sterling zu seiner Pflege übersandte.

In den letzten Jahren brach des Meisters Humor oft noch in prächtigen Blitzen hervor. Selbst über seine Krankheit siegte zuweilen die Kraft seines unvergleichlichen Geistes. An seinen Arzt schrieb er einst den schönen Einladungscanon mit den untergelegten Worten: „Doctor sperrt das Thor dem Tod: Note hilft auch aus der Noth!" und daneben eine komische Darstellung seiner Krankheit. Das „mephitische Bier," das ihm verordnet, war ihm zuwider, er wünscht Wein zu trinken. „Mein Arzt," so bemerkt er kurz vor seinem Tode seinem Verleger Schott in Mainz, „mein Arzt verordnet mir sehr guten alten Rheinwein. . . . . Je geschwinder ich ihn erhalte, desto wohlthätiger kann er mir in diesem jetzigen Zustande dienen." — Der Componist Hummel und seine Frau, die auf die Nachricht seiner Krankheit herbeieilten, waren gerade bei Beethoven, als der Wein ankam. Der Meister verlangte ein Glas voll desselben und Frau Hummel reichte ihm ein solches, welches er rasch in einem Zuge austrank. Ein heftiges Erbrechen und ein gefährliches Würgen trat alsobald ein, Beethoven wurde kränker, seine letzte Freude ihm vergällt.

Als ihn einige Tage später sein Freund Schindler aufsuchte, fand dieser sein ganzes Gesicht zerstört und ihn so schwach, daß er sich mit höchster Anstrengung nur in zwei bis drei Worten verständlich machen konnte. Gleich darauf kam der Arzt, der nach einigen Momenten der Beobachtung sagte: Beethoven geht mit raschen Schritten der Auflösung entgegen. „Da wir nun", so

berichtet Schindler weiter, „die Sache mit seinem Testamente schon Tags vorher, so gut es immer ging, beendigt hatten, so bleibt uns nur noch ein sehnlicher Wunsch übrig, ihn mit dem Himmel auszusöhnen, um auch der Welt zugleich zu zeigen, daß er als wahrer Christ sein Leben endige. Der Arzt schrieb ihm also auf, und bat ihn im Namen seiner Freunde, sich mit den heiligen Sterbesacramenten versehen zu lassen, worauf er ganz ruhig und gefaßt antwortete: „Ich will's." Der Pfarrer kam gegen zwölf Uhr und die Funktion ging mit der größten Erbauung vorüber — und nun schien er an sein letztes Ende selbst zu glauben, denn kaum war der Geistliche draußen, als er mir und dem jungen Herrn von Breuning, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, sagte: „Plaudite amici, comedia finita est. Habe ich nicht immer gesagt, daß es so kommen wird?" Er bat darauf, der philharmonischen Gesellschaft nochmals in seinem Namen für das große Geschenk zu danken, mit dem Beisatze, daß sie ihm seine letzten Lebenstage erheitert habe und daß er noch am Rande des Grabes der Gesellschaft und der ganzen englischen Nation danken werde. Gleich darauf verfiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Gegen Abend verlor er das Bewußtsein und fing an zu phantasiren. Dies dauerte bis den 25. Abends, da schon sichtbare Spuren des Todes sich zeigten. Dennoch endigte er erst den 26., während draußen Blitz und Donner eines heftigen Gewitters seinen Todeskampf in der Natur, seinem liebsten Freunde, abzuspiegeln schien. Dieser Todeskampf

war furchtbar anzusehn, denn seine Natur überhaupt, vorzüglich seine Brust, war riesengroß."

So schied der Meister hin, wenige Freunde waren Zeugen seines Todes. Groß wie sein Leben war auch sein Ende. Kaum drang die Trauernachricht nach Wien, da regte es sich in allen Schichten der Bevölkerung. Alle waren aufs Tiefste betroffen. Keiner schien seine Krankheit, keiner sein Elend gekannt zu haben. Was man bei des Künstler's Lebzeiten versäumt, bei seinem Begräbnisse wollte man's nachholen. Von allen Seiten strömte es herbei, ganz Wien folgte dem Sarge, sechs Capellmeister trugen die Bänder der Bahrtücher, Männerchöre sangen an seinem Grabe. Am 29. März 1827 trug man den Meister hinaus, Wien setzte ihm einen Stein, seine Vaterstadt ihm eine Statue als Denkmal: aber die Besten Denkmale sind seine unsterblichen Werke. Sie werden laut Beethovens Namen verkünden für ewige Zeiten; sie sind ein lebendiges Zeichen von der Höhe und Tiefe des menschlichen Geistes. Nachfolgende Geschlechter schauen mit Bewunderung zurück auf den Genius, der sie geschaffen, der sie mit seinem Herzblute geschrieben hat. In seinen Briefen lesen wir, was er gelitten, in seinen Werken schauen, fühlen und hören wir des unerreichten Meisters Gedanken, Wollen und innerstes Wesen. Dort erregt er unser tiefstes Mitleid, wir möchten ihm helfen; hier entweicht er unserem Horizonte, aufsteigend läßt er uns an der Erde zurück. Das Mitleid verstummt, staunend versuchen wir seinem Fluge zu folgen: wir kommen uns armseliger vor als der Meister in seinem Leide.

XIII.

Seine Werke.

Daß er das Höchste sich zum Ziel erlesen,
Die Werke deuten's und sein ganzes Wesen.

Wie sehr die Verhältnisse im Leben auf Beethovens Genius wirkten, wie sehr Männer wie Neefe, Luchesi, Reicha und Romberg in ihrer Begeisterung für die Kunst zur Entfaltung der Kräfte eines jungen Künstlers beitragen mußten, ist leicht zu erkennen. Schon damals componirte Beethoven und wie wir gesehen haben, mit einem Erfolge, welcher Eingeweihten einen Blick in eine glorreiche Zukunft erschloß. Jene neun Variationen über einen Marsch von Dreßler und das Ritterballet vom Jahre 1789 sind uns schon bekannt. Hierzu kamen noch die von dem Meister „Bagatellen" genannten Compositionen, die drei Claviersonaten von 1783, ein Rondo nebst verschiedenen kleineren Stücken. Wie wir gesehen haben, war Beethoven äußerst vorsichtig in der Herausgabe seiner Werke. Seine Kunst war sein Ideal. Er konnte, er wollte ihr nur das Beste darbringen, und donnernd fuhr er darein, wenn das bei der größten Sorgfalt Ausgerüstete mit Unverständniß und Oberflächlichkeit dargestellt wurde. Wohl kamen ihm seine Gedanken im Fluge, aber ihre Gestaltgebung war ihm stets eine Sache der höchsten Mühe und Arbeit.

Es liegt nun auf der Hand, daß Beethoven viele seiner ungedruckten Werke von Bonn mit nach Wien nahm, theils

weil er sie dort umarbeiten wollte, theils auch, weil an viele derselben sich kleine Erinnerungen knüpfen mochten. — Andere Gedanken kamen über den Meister, die Ideen der werdenden Meisterschaft reiften allmählich und jene kleineren Manuscripte blieben unberücksichtigt liegen. Plötzlich in den Jahren von 1802—1806 erschienen eine Anzahl kleiner Sachen unter Beethovens Namen, die offenbar den Stempel der Unreife tragen und gewiß in die früheste Jugend zu verlegen sind. Wie kam aber der sorgsame Meister zu einem solchen Schritte? Hören wir hierüber seinen Freund Ries erzählen: „Als ich vom Jahre 1800 bis 1805 und dann wieder 1809 bei Beethoven war, sah ich kein Manuscript vorräthig; denn Beethoven war immer bis an seinen Tod mit bestellten Arbeiten zurück. Alle Kleinigkeiten und manche Sachen, die er nie herausgeben wollte, weil er sie nicht seines Namens würdig hielt, kamen durch seine Brüder heimlich in die Welt. So wurden Lieder, die er jahrelang vor seiner Abreise nach Wien noch in Bonn componirt hatte, dann erst bekannt, als er schon auf einer hohen Stufe des Ruhmes stand. So sind sogar kleine Compositionen, die er in Stammbüchern geschrieben hatte, in dieser Art entwendet und gestochen."

Viele seiner Bonner Werke mag auch Beethoven ohne Zweifel in Wien umgearbeitet und unter andern Namen herausgegeben haben. Jedenfalls waren die ersten zwanzig Jahre seines Lebens, wie Thayer in seinem gründlichen Werke nachzuweisen bemüht ist, nicht so productionsarm, als sie erscheinen, wenn wir die Composition seiner Jugendzeit mit den ersten zehn Jahren seines

Aufenthalts in Wien vergleichen würden. Wir können also annehmen, daß manche seiner berühmtesten Werke von 1792 bis 1802 tief in der Bonner Zeit wurzeln, aber erst später, zur Vollendung gestaltet, in die Oeffentlichkeit schritten. Sollte nicht auch ein Künstler, der von Neefe, Waldstein und vielen andern schon hoch bewundert wird, die ersten Gedanken seiner berühmten Werke zu fassen im Stande gewesen sein? Der bekannte William Gardiner berichtet aus jener Zeit, so erzählt Thayer: „Ein Abbé welcher niemals ohne seine Violine reiste, hatte zum Glück bei seiner Flucht nach England in seinen Violinkasten ein Trio von Beethoven gelegt, welches gerade vor seiner Abreise nach Wien componirt worden war und das auf diese Weise im Jahre 1893 seinen Weg nach Leicester fand. Diese Composition, so verschieden von allem, was ich je gehört hatte, erweckte in mir einen neuen Sinn und eine neue Freude an der Wissenschaft der Töne. Sie eröffnete mir einen neuen Blick in die Kunst. Es war eine Sprache, die meine Einbildungskraft so mächtig anregte, daß mir alle andere Musik zahm und geistlos erschien. Als ich nach London kam, suchte ich nach Werken dieses Componisten, konnte aber nichts mehr erfahren, als daß er als ein toller Mensch betrachtet werde und daß seine Musik sei wie er selbst.“ — Lesen wir hierzu jenen Brief, dem eine der Productionen des jungen Organisten beigelegt und an Charlotte von Schiller gerichtet ist, worin dieselbe als eine feuerfarbige Composition eines talentvollen Mannes bezeichnet wird, der ganz für das Große und Erhabene sei und von dem man etwas Vollkommenes erwarte: wir werden mit

Thayer sagen müssen, daß viele der nachfolgenden Meisterwerke ihren ersten Ursprung in Bonn gehabt haben und dann nach ihrer Umarbeitnng in „der gereinigten Lehre," wie der Meister häufig sagte, als neue Werke erschienen sind.

Tragen Beethovens Compositionen aus der ersten Jugendzeit insgesammt den Character friedlicher, spielender, ruhig dahinfließender und melodieenreicher Musik; fühlen wir ihnen an, daß das Leben des Künstlers sich, froher Hoffnung voll, nach allen Seiten dehnt: bald sollte die Zeit kommen, in welcher der stille, friedliche See aufgewühlt wurde, der dann dem finstern Himmel, den ihn einschränkenden Felsen grollend, seine Wellen hoch emporwarf. Der Kampf des Lebens und die Leiden seines Körpers erzeugten jene Feuerfarbe, jene gewaltige Brandung und Schmerzensrufe seiner Musik, die im Verein mit der unendlichen Wehmuth, zu welcher sie abwechselnd ihre Zuflucht nimmt, unerreicht ist und fast möchte man sagen, unerreichbar sein wird.

Wir erstaunen ob der Productivität, welche Beethoven in den ersten Jahren seines Wiener Lebens entwickelt; fast über hundert Compositionen, in einem Zeitraume von sieben Jahren, zeugen von der Riesenkraft seines Genius. Bis zum Jahre 1802 waren schon zweiunddreißig Sonaten, zwei Sinfonien, zwei Romanzen für Violine und Orchester, drei Duos für Clarinette und Fagott, eine Serenade, über zwanzig Tänze und Variationen, drei Clavierconcerte, neun Trios, drei Clavierrondos, sechs Quartette, drei Quintette, ein Septett, die beiden großen Lieder „Adelaide" und „Ah perfido", drei

Märsche für Clavier und das Oratorium „Christus“ erschienen. — Eine mächtigere Darstellung des Kreuzestodes des Heilandes ist wohl nie gedacht worden. Gerade in den entgegengesetzten Fehler, welchem Klopstock anheimfiel, mußte der thatkräftige Meister fallen. Ist jener zu lyrisch-matt, dieser zeigt sich fast zu dramatisch und kraftvoll. Jene Chorworte des Textdichters Franz Huber: „Meine Seele ist erschüttert“, „Erzittere Erde, Jehovas Sohn“ oder „In meinen Adern wühlen“ gaben dem Genius des Meisters seinen vollen Umfang, ließen ihm freien Raum zur Entfaltung seiner Tiefe und Kraft.

Wie ein Blitz schlugen diese Werke damals in die Stützen der musikalischen Welt. Unerhört war ihre Wirkung. Ueberall ein heftiges Für oder Wider. Einige sprachen von Unregelmäßigkeiten, andere von Vollendung. In Wien wurde Beethoven eine Persönlichkeit von solcher Bedeutung, daß der hohe Adel sich um die Freundschaft des Künstlers, um die Ehre, ihn unterstützen zu dürfen, eifrigst bewarb. In dieser Periode trug Beethoven seine Compositionen noch selbst mit Unterstützung von tüchtigen Musikern vor; aber es kam die Zeit, da er seine unsterblichen Werke nicht mehr hören konnte und andere sie vortragen mußten. War er einst selbst als Virtuose berühmt gewesen, mit der Abnahme seines Gehörs verschwand auch jene schöne Fertigkeit, von welcher sein Schüler Ries berichtet: „Im Allgemeinen trug er seine Compositionen mit vieler Laune vor, blieb jedoch meistens fest im Takt und nahm nur zuweilen, doch selten ein schnelleres Tempo. Mitunter hielt er in seinem Crescendo mit Ritardando zurück und brachte

dadurch einen schönen, auffallenden Effect hervor. Beim Spielen gab er bald mit der rechten, bald mit der linken Hand irgend einen schönen, durchaus unnachahmlichen Ausdruck.“ — Schwer wurde der Meister durch den Verlust dieses herrlichen Talents getroffen. Auch in seine Kunst, so sagt Marx, verfolgte ihn das Verhängniß. Hier aber konnte es störend nur in die Vorhöfe dringen. Es untergrub allmählich sein Spiel, da hierbei nicht die bloße Vorstellung ausreicht, sondern das wache Ohr die Ausführung leiten und jeden Moment bestimmen muß. Er übte ohnehin nun nicht mehr fort und überließ in Gesellschaften und Conzerten lieber Andern die Ausführung seiner Werke . . . In der letzten Zeit wirkte sein Spiel mehr peinlich als erfreuend. Da er nicht mehr hört, so spielt er nicht mehr deutlich; die Linke legt sich bald der Breite nach auf die Tasten und verdeckt mit tiefsummendem Durcheinanderschall, was die Rechte oft allzuzart ausführt, bald überbietet er, im Durst etwas zu hören, die Kraft des Instrumentes und sprengt die Saiten reihenweis. Vergebens verfertigte der geschickte Instrumentenmacher Graff für Beethoven einen Schallbeckel, der die Tonwellen zusammengefaßt in sein Ohr leiten sollte. „Der Tod war im Ohr.“

Wir sehen den Meister in der dritten Periode in einer ganz anderen Weise seine Meisterwerke schaffen. Ein Factor, welcher ihm behülflich sein sollte, war verschwunden; der Leiter und Unterscheider seiner Arbeiten, das für ihn fast unentbehrliche Gehör war dahin. Trauernd saß er auf seinem Zimmer, spielte seine Compositionen und hörte nichts. Die Füße traten dann so

gewaltig den Tact, daß das Zimmer bebte und kein Hauseigenthümer den Meister lange bei sich duldete. Doch wen der Himmel schlägt, dem giebt er gleich auch einen Ersatz. In diese Zeit fällt der Ruf nach Cassel, seine Freunde verschaffen ihm ein sorgenfreies Leben, er darf sich ganz seiner Kunst hingeben. Eine große Zahl herrlicher Trios und Quartette, die Perlen der Kunst, und jene gewaltige Sinfonie (Opus 55) entstanden, welche letztere zuerst dem Sieger so vieler Schlachten, dem damaligen Consul Napoleon gewidmet war. Zornig riß Beethoven später die erste Widmung herab als er vernahm, daß sein Liebling, den er als Repräsentanten der Freiheit verehrte, sich zum Kaiser gemacht habe und nannte sie: Sinfonie eroica. Diesen Werken folgten in den Jahren 1806, 1807 und 1808 die schönen C-moll, B-dur und endlich die Pastoralsinfonie, dieses vollendete Meisterwerk des Beethoven'schen Genius.

Um diese Zeit entstand auch seine Oper Fidelio, die einzige, welche uns der große Meister hinterließ und deren Schicksale wir oben besprochen haben. Es scheint, als ob Beethoven trotz seiner vielfachen Versuche auch auf diesem Gebiete Raum zu gewinnen, nicht siegreich gewesen ist. Sein Schwerpunkt liegt freilich auch nicht in der Vocalmusik. Seine Schöpfungen reden deutlich genug zum Herzen des Hörers, sie bedürfen nicht des erläuternden Wortes, nicht einer erklärenden Stütze. Die wundersame Adelaide, diese Meistersprache in Tönen, wird geradezu durch den gehaltlosen Text ihrer Kraft und Schönheit entkleidet. Es bedarf keiner Frage,

zur Oper schien Beethoven nicht beanlagt und sein Wort, welches sich, als er die Weber'sche Musik studirte, auf die Gabe seines Kunstfreundes für die Bühne bezog, zeigt deutlich genug, daß nach so vielen vergeblichen Mühen der große Meister seinen eignen Mangel nach dieser Seite erkannt hatte. Die Instrumente waren sein Element. Dem Klavier konnte er in der Einsamkeit seine Riesengedanken, sein Alles anvertrauen. Hier redet sein Genius eine Sprache voll Schönheit und Tiefe; hier zeigt sich sein himmelstürmendes Ringen und die tiefe, begeisterte Andacht seiner Seele; hier offenbart sich seine gewaltige Subjectivität, sein wilder Kampf mit innern und äußeren Leiden. In der Instrumentalmusik hat Beethoven die Palme wahrer Plastik, das Ideal seiner Kunst erreicht. Sein Ausdruck ist klar, wir verstehen, was er sagen will; es ist kein Spiel der Phantasie allein, sondern auch das Nachaußentreten der großen, sittlichen Kraft einer genialen Natur. Nächst seinen neun Sinfonien sind besonders seine Sonaten ein lebendiges Spiegelbild des innersten Wesens unseres größten Componisten, sie legen ein Zeugniß ab von dem stetigen Wachsen seines Genius. Bis zum Jahre 1803 waren bereits über zweiunddreißig derselben erschienen. Wohl trat er im Anfang seiner Laufbahn noch in die Fußtapfen seiner Vorgänger Mozart und Haydn, wohl merkt man den Erstlingen seines Sonatenkranzes noch die Schulrichtung an, aber immermehr drang die Eigenartigkeit seines Wesens hervor, bis sie zuletzt vollständig triumphirte. Sehen wir uns nach denen unter seinen Sonaten um, welche ein Schlaglicht auf seine momentanen Verhält-

nisse und Stimmung werfen, so begegnen wir unter den früheren einer, welche seiner Geliebten, der obengenannten Julie Guicciardi gewidmet ist. In dieser Cis-moll Sonate erkennen wir deutlich den Widerschein jenes einzigartigen Briefes; sie ist ein lebendiges Abbild seiner schwärmerischen Worte, ein Lebewohl für immer, die zitternde Wehmuth sich in das Unvermeidliche fügender gemeinschaftlicher Liebe. Zuweilen braust die Sonate noch dahin im dumpfgrollenden Schmerz der Verzweiflung, dann legt sich der Sturm; die Nacht verschwindet, das Reich der Ideale, der volle lichte Morgen bricht an und bringt Friede und Versöhnung. — Von magischer Gewalt sind ferner unter der großen Reihe der Beethovenschen Sonatencomposition die in As-dur (Opus 26) mit dem ergreifenden Trauermarsch, C-dur (Opus 53), F-moll (Opus 87), Es-dur (Opus 81) B-dur (Opus 106) und C-moll (Opus 111). Sie zeigen uns insbesondere die mächtigen Gegensätze, welche in der Brust des Meisters verschlossen lagen. Wenn die übrigen Sonaten meist andere, leichtere Stimmungen darlegen, diese enthüllen uns sein tief erschüttertes Innere, sie offenbaren sein faustisches Ringen, seine Zweifel, die Heftigkeit seines Wollens und sein tiefes, kindliches Gemüth. Bald häuft er Noten auf Noten wie um den Himmel zu stürmen, bald fließt die Melodie friedlich dahin, um dann wieder plötzlich, ehe wir es vermuthen in einer Reihe hinaufgeschleuderter, gewaltiger Accorde sich zu verlieren. — In der C-moll Sonate hatte Beethoven die Sonnenhöhe seines Ruhmes erreicht. Wie er so unnahbar, so eigenartig da steht, wartet seit seiner

letzten That, seiner Schlußsonate vom Jahre 1822, die Kunst vergeblich auf denjenigen, der diese Grenze, die der Meister gezogen, überschreitend, im Reiche der Töne noch höher strebt, um als würdiger Nachfolger eines großen Vorläufers fast das Undenkbare möglich, das Unaussprechliche hörbar zu machen. —

Außer verschiedenen Clavierconcerten, Sinfonien von denen wir oben die Siegessinfonie und ihr Schicksal eingehend besprochen haben, und vielen kleinen Liedern entstanden bis zum Jahre 1815 die Ouvertüren zum „Coriolian," zu den „Ruinen von Athen" und zum „Egmont." Die letztere, mit ihren schönen Zwischenliedern: „Freudvoll und leidvoll" und „süßer Schlaf", zeigt außer vielen anderen Producten die große Verehrung für den Geistesverwandten in Weimar. Sie waren die Vorläufer zu der oben erwähnten Oper „Fidelio."

Vom Jahre 1815—1820 scheint nun plötzlich die Productionskraft des Meisters versiegen zu wollen; wenige und nur kleine Stücke treten hervor. Häusliche Leiden nehmen seine ganze Kraft in Anspruch, jener drückende Prozeß raubt ihm die Freude an seiner Kunst: er schweigt und ringt. Erst dann, als er siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, dann trat auch sein Genius wieder auf's Neue hervor und begann seinen letzten, herrlichen Aufschwung. Die Zeit der Reife ist da; das Reich der Töne beugt sich des Meisters mächtigem Willen; was er denkt und fühlt, wie er gekämpft und gesiegt, in der beherrschten Welt des Klanges tönt es, ein Echo seines Seins, wieder.

Die drei vollendesten Producte, die neunte Sinfonie,

welche in dem berühmten Concerte des Jahres 1824 zuerst aufgeführt wurde, die C-moll Sonate und die Missa solemnis bezeichnen, drei gewaltigen Pyramiden vergleichbar, den Höhepunkt der Künstlerlaufbahn Beethoven's. Während der Entstehung der Missa, so erzählt man, kam der Meister einst, tief versunken in den Gedanken seines Lieblingswerkes, in einen Gasthof gerade zu der Zeit, als die Gesellschaft sich zum Mittagessen gesetzt hatte. Auch er nahm Platz, zog aber zum höchsten Erstaunen der Gäste Papier, Dinte und Feder hervor und kleckste Noten auf Noten, ohne sich an das zu kehren, was um ihn her geschah. Nachdem er eine Stunde gearbeitet hatte, holte er die Börse hervor, wollte bezahlen und zog seines Weges. Die stumme Verwunderung der Gäste machte später einer unbegrenzten Bewunderung Raum, als sie hörten, Beethoven habe in ihrer Gegenwart an seine Missa solemnis geschrieben. Diesem „größten und vollendetsten seiner Werke," wie es der Componist selbst nennt, welches unter seinen Händen allmählich zu seinem jetzigen Umfange gedieh, mußte er seine ganze Kraft zum Opfer bringen. Er hat an demselben so recht mit Mühe gearbeitet. Im Schweiße seines Angesichts schlug er mit Händen und Füßen, wie Schindler berichtet, den Tact, ehe er die Noten zu Papier brachte. Das war ein Stampfen und Schlagen bei Tag und bei Nacht! Keiner im Hause konnte schlafen; alle wurden gestört. Endlich trat der Hauswirth herein und kündigte dem Meister die Wohnung; Beethoven zog aus und hauste nun an einem anderen Orte.

Wenden wir uns zum Schlusse. Brendel sagt in seiner Geschichte der Musik: „Characteristisch für die Instrumentalmusik Beethovens ist zunächst die größere Macht des Inhalts, welche zugleich eine Steigerung und Erweiterung aller Mittel des Ausdrucks zur Folge hatte. Im Gefolge mit dieser größeren Bedeutung des Inhalts sehen wir das Streben nach möglichster Bestimmtheit des Ausdrucks, wodurch die reine mit dem Worte nicht verbundene Tonkunst für die Darstellung ganz bestimmter Seelenzustände befähigt wurde. Früher, bei Haydn und Mozart, war das Werk der Instrumentalmusik überwiegend ein freies Tonspiel von allgemeinerem Ausdruck. Beethoven dagegen zeichnet bestimmte Situationen, schildert deutlich erkennbare Seelenzustände."

Begeistert aber ruft Nohl in der Vorrede zu seiner verdienstvollen Arbeit, „Briefe Beethovens" aus: „Ich fühle es noch heute, wie ich es in jenen jugendlichen Jahren bis zur erschütterndsten Tiefe fühlte als ich zum ersten Male eine Symphonie von Beethoven hörte, — daß hier der Geist weht, der uns mit Urgewalt aus der dumpfen Schwüle des Sinnlichen emporrafft, der das tiefste Innere des Menschen berührt und ihn zum vollen Bewußtsein des höhern Theils, des Ewigen in ihm selbst bringt. . . . . Jeder, der ein schlagendes Herz im Busen trägt, wird mit Entzücken fühlen, das hier das Beste von dem gehalten ist, was unsern schönen Träumen von Glück und Freiheit vorschwebte."

So machtvoll und groß Beethoven in seinen Quartetten und Claviercompositionen sich zeigt, gewaltiger und hinreißender noch sind seine Gedanken, die er in seinen

Orchesterwerken niedergelegt hat. Hier offenbart sich seine Allgewalt mit besiegender, fast erdrückender Kraft. In der Verschiedenheit der Instrumente war ihm die Möglichkeit gegeben, die Widersprüche und Gegensätze seiner gewaltigen Natur mit schlagender Schärfe nach Außen treten zu lassen. Bald versetzen uns die wogenden Töne in die Zauberwelt von Tausend und eine Nacht, bald lassen sie uns mühsam durch eine Wüste ziehen, plötzlich sehen wir das gelobte Land, eine Fülle von Zaubermelodieen umströmt uns —: ein herber Riß und das Bild ist verschwunden. Das Paradies, das uns so nahe, so lieblich leuchtend vorschwebte, es zerflattert in einer Reihe himmelstürmender Accorde.

Beethoven ist durch und durch ein subjectiver Künstler; er hat wenig von dem objectiven, fast möchte man sagen griechischen Anfluge eines Mozart und Haydn. Aber gerade seine gewaltige Subjectivität verbürgt uns, daß er es ist, welcher uns neue Bahnen gebrochen, eine neue Aera der Musik erschlossen hat. Wer aber ist sein Nachfolger, wer ist würdig, seinen vergrabenen Meisterstab zu heben und zu schwingen? Noch sind uns viele der Werke Beethovens unerforschliche Probleme und unerklärliche Räthsel.

War Beethoven als Künstler groß, zeigte er sich nicht minder als Mensch von gewaltiger Eigenartigkeit: beide Seiten zusammen geben uns ein Culturbild von wundersamer Intensität und ursprünglicher Kraft. Nur mit heiliger Scheu versenken wir uns in das Leben und Schaffen eines solchen einzigen Menschen. Vor seinem Werden, Wollen und Sein verrinnen die bleichen

Nebel des Hergebrachten und der Sitte. Da steht er vor uns, ein ganzer voller Mensch, ganz in seiner Größe aber auch ganz in seiner Schwäche. Wir sprechen voll Freude: So sollte es sein, und wir sprechen voll Trauer: So darf es nicht sein. Ist es wahr, daß in dem Leben des Genius Schatten und Licht, Wahrheit und Irrthum sich scharf begrenzen und vereinigt sich zeigen: keiner hat, wie Beethoven, seine Genialität glänzender bewiesen.

Verzeichniß der Werke Beethoven's.

Claviersonaten.

Opus 2. Drei Sonaten. F-moll, A-dur und C-dur. Haydn gewidmet, 1796 veröffentlicht.

„ 7. Große Es-dur Sonate. Der Gräfin von Keglevics gewidmet, 1797 veröffentlicht.

„ 10. Drei Sonaten. C-moll, F-dur, D-dur. Der Gräfin Browne gewidmet, 1798 veröffentlicht.

„ 13. Sonate pathetique. C-moll. Dem Fürsten Lichnowsky gewidmet, 1799 veröffentlicht.

„ 14. Zwei Sonaten. E-dur, G-dur. Der Baronin Braun gewidmet, 1799 componirt und veröffentlicht.

„ 22. Große B-dur Sonate. Dem Grafen Browne gewidmet, componirt 1799, veröffentlicht 1802.

„ 26. Große As-dur Sonate, mit Trauermarsch. Dem Fürsten Lichnowsky gewidmet, 1801 componirt, 1802 veröffentlicht.

„ 27. Zwei Sonaten. Es-dur, der Fürstin Lichtenstein gewidmet und 1801 componirt. C-moll, der Gräfin Julie Guicciardi gewidmet. Beide 1809 veröffentlicht.

„ 28. Große D-dur Sonate. Jos. von Sonnenfels gewidmet, componirt 1801, veröffentlicht 1802.

„ 31. Drei Sonaten. G-dur, D-moll, Es-dur. 1802 componirt und 1804 veröffentlicht.

Opus 49. Zwei leichte Sonaten. G-moll, G-dur. 1802 componirt, 1805 veröffentlicht.

„ 53. Große C-dur Sonate. Dem Grafen Waldstein gewidmet, 1803 componirt, 1805 veröffentlicht.

„ 54. F-dur Sonate. 1803 componirt, 1805 veröffentlicht.

„ 57. Große F-moll Sonate. Dem Grafen Brunswick gewidmet, 1807 veröffentlicht.

„ 78. Fis-dur Sonate. Der Gräfin Brunswick gewidmet, 1809 componirt, 1810 veröffentlicht.

„ 81. Sonate caracteristique: Les adieux, l'absence et le retour. Erzherzog Rudolf gewidmet, 1809 componirt, 1811 veröffentlicht.

„ 90. E-moll Sonate. Graf Moritz Lichnowsky gewidmet, 1814 componirt, 1815 veröffentlicht.

„ 101. A-dur Sonate. Der Baronin Erdmann gewidmet, 1815 componirt, 1817 veröffentlicht.

„ 106. Große B-dur Sonate. Erzherzog Rudolf gewidmet, componirt 1816, veröffentlicht 1819.

„ 109. E-dur Sonate. M. Brentano gewidmet, 1822 componirt und veröffentlicht.

„ 110. As-dur Sonate. 1821 componirt, 1822 veröffentlicht.

„ 111. C-moll Sonate. Erzherzog Rudolf gewidmet, componirt 1822, veröffentlicht 1823.

Aus dem Nachlasse. Zwei leichte Sonatinen. G und F-dur. Aus der Jugendzeit stammend.

„ „ „ Leichte Sonate. C-dur. Eleonore von Breuning gewidmet. Stammt aus der Jugend.

„ „ „ Drei Sonaten. Es-dur, F-moll, D-dur. Dem Churfürst Max Friedrich gewidmet 1783.

Clavierpiecen.

Opus 89. Polonaise in C-dur. Der Kaiserin von Rußland gewidmet, comp. 1814, veröffentlicht 1815.

„ 51. Rondo für das Clavier. C-dur. 1798 veröffentlicht.

Opus 51. Rondo für das Clavier und Violine. Andante cantabile. G-dur. 1800 veröffentlicht.
Rondo in A-dur.
Opus 129. Rondo a Cappriccio für Clavier. G-dur.
Andante favori. F-dur. 1803 componirt, 1806 veröffentlicht.
Opus 33. Sieben Bagatellen. Es, C, F, A, C, D, As-dur. componirt 1782, 1803 veröffentlicht.
Opus 77. Fantasie in G-moll. Dem Grafen Brunswick gewidmet. 1810 veröffentlicht.
13 Variationen über: Es war einmal ein alter Mann. A-dur. 1794 componirt, 1800 veröffentlicht.
7 Variationen über: God save the king. C-dur. 1804 veröffentl.
5 „ „ Rule Brittannia. D-dur. 1804 veröffentlicht.
9 „ „ Hat der Müller gut gemahlen. A-dur. Lichnowsky gewidmet, 1797 veröffentlicht.
6 „ „ Mich fliehen alle Freuden. G-dur. 1795 veröffentlicht.
12 „ über ein Thema aus dem Waldmädchen. A-dur. Der Gräfin Browne gewidmet, 1796 veröffentlicht.
8 „ über: Mich brannt ein heißes Fieber. C-dur. 1798 veröffentlicht.
10 „ über das Thema „La stessa“ der Oper Falstaff von Salieri. 1799 veröffentlicht.
24 „ über das Thema: Vieni Amore. 1790 veröffentlicht.
7 „ über: Kind, willst du ruhig schlafen. F-dur. 1799 veröffentlicht.
8 „ über: Tändeln und scherzen aus der Oper Soliman.
32 „ in C-moll. 1807 veröffentlicht.
6 leichte Variationen über: Air Suisse. 1799 veröffentlicht.
12 Variationen: Menuet à la Vigâno. C-dur. 1796 veröffentlicht.
6 Menuets C, G, Es, B, D, und C-dur.
Militärmarsch in D-dur. Aus dem Nachlasse.
9 Variationen über einen Marsch von Dreßler. 1783 veröffentlicht.
2 Walzer in Es und D-dur. 1824 und 1825 veröffentlicht.

Schmerzens- und Hoffnungswalzer. F-moll, Es-dur. 1816 veröffentlicht.

6 Ländler. D-dur. 1803 veröffentlicht.

Ecossaise. Es-dur. 1825 veröffentlicht.

Opus 34. 6 Variationen über ein Orignalthema. F-dur. 1803 veröffentlicht.

„ 35. 15 Variationen nebst einer Fuge. Es-dur. 1803 veröffentlicht.

„ 119. 12 neue Bagatellen. 1824 veröffentlicht.

„ 120. 33 Variationen über einen Walzer von Diabelli. C-dur. 1823 veröffentlicht.

„ 126. 6 Bagatellen. 1825 veröffentlicht.

Clavierpiecen zu vier Händen.

Opus 87. Variationen in C-dur. Dem Grafen Waldstein gewidmet. 1794 componirt, 1801 veröffentlicht.

6 Variationen über das Thema: Ich denke dein. 1800 componirt, 1805 veröffentlicht.

Variationen in A-dur.

Opus 45. Militärmärsche in D, C, und Es-dur. 1804 veröffentlicht.

Opus 6. Leichte Sonate. D-dur. 1797 veröffentlicht.

Clavierconcerte mit Orchesterbegleitung.

Opus 5. 1. Concert in C-dur. Der Fürstin Odescalchi gewidmet. 1795 componirt, 1801 veröffentlicht.

„ 19. 2. Concert in B-dur. 1798 componirt, 1802 veröffentlicht.

„ 37. 3. Concert in C-moll. Dem Prinz Louis Ferd. von Preußen gewidmet, 1804 veröffentlicht.

„ 58. 4. Concert in G-dur. 1808 veröffentlicht.

„ 73. 5. Concert in Es-dur. 1812 veröffentlicht.

Sonaten für Clavier, Violine und Violoncell.

Opus 5. Zwei große Sonaten für Clavier, Violoncell oder Violine. F-dur, G-moll. Dem Könige von Preußen gewidmet, 1796 componirt, 1797 veröffentlicht.

„ 12. Drei Sonaten für Clavier und Violine. D-dur, A-dur, Es-dur. Salieri gewidmet, 1799 veröffentlicht.

„ 23. Sonate für Clavier und Violine. A-moll. Moritz von Fries gewidmet, 1801 veröffentlicht.

„ 24. Sonate für Clavier und Violine. F-dur. Moritz von Fries gewidmet, 1801 veröffentlicht.

„ 30. 3 Sonaten für Clavier und Violine. A-dur, C-moll, G-dur. Dem Kaiser von Rußland gewidmet, 1802 componirt, 1803 veröffentlicht.

„ 47. Sonate für Clavier und Violine. A-dur. Kreutzer gewidmet, daher die Kreutzersonate genannt. 1803 componirt, 1805 veröffentlicht.

„ 63. Große Sonate für Clavier, Violine und Vcell. Es-dur. 1807 veröffentlicht.

„ 64. Große Sonate für Clavier, Violine und Vcell. Es-dur. 1806 veröffentlicht.

„ 69. Große Sonate für Clavier, Violine oder Vcell. A-dur. Dem Baron von Gleichenstein gewidmet, 1809 veröffentlicht.

„ 96. Sonate für Clavier und Violine. G-dur. Dem Erzherzog Rudolf gewidmet, 1810 componirt, 1814 veröffentlicht.

„ 102. 2 Sonaten für Clavier, Violine oder Vcell. C-dur, D-dur. Der Gräfin Erdödy gewidmet, 1815 componirt, 1818 veröffentlicht.

Trios für Clavier, Violine und Violoncell.

Opus 1. Drei Trios für Clavier, Violine und Vcell. Es-dur,

G-dur, C-moll. Dem Fürsten Lichnowsky gewidmet, 1792 componirt, 1795 veröffentlicht.

Opus 11. Großes Trio für Clavier, Violine und Vcell. B-dur. Der Gräfin Thun gewidmet, 1798 veröffentlicht.

„ 36. Trio für Clavier, Violine und Vcell. D-dur.

„ 38. Großes Trio für Clavier, Viol. (Clarinette) u. Vcell. Es-dur. Dem Prof. Schmidt gewidmet, 1805 veröffentlicht.

„ 70. 2 Trios für Clavier, Violine und Vcell. D-dur, Es-dur. Der Gräfin Erdödy gewidmet, 1809 veröffentlicht.

Aus dem Nachlasse: 2 Trios für Clavier, Violine u. Vcell. B-dur, Es-dur. 1786 veröffentlicht.

„ „ „ Kleines Trio für Clavier, Violine und Vcell. Dem Frl. M. Brentano gewidmet, componirt 1812.

Werke für Clavier und Begleitung.

B-dur Rondo mit Orchesterbegleitung. (Aus der Jugendzeit.)

Opus 121b. Variationen und Rondo über: Ich bin der Schneider Kakadu.

Opus 16. Quintett in Es-dur. 1801 veröffentlicht.

Quartett in Es-dur.

Opus 80. Phantasie in C-moll. 1811 veröffentlicht.

6 deutsche ländlerische Tänze für Clavier und Violine. F, D, F, A, D, und G-dur. 1814 veröffentlicht.

7 Variationen für Clavier, Violine und Violoncell über: Bei Männern, welche Liebe fühlen. E-dur. Dem Grafen Browne gewidmet, 1802 veröffentlicht.

12 „ für Clavier, Violine und Violoncell über: Ein Mädchen oder Weibchen. Es-dur. 1798 veröffentlicht.

12 „ für Clavier, Violine und Violoncell über ein Thema aus Judas Maccabäus. G-dur. Der Fürstin Lichnowsky gewidmet, 1804 veröffentlicht.

12 „ für Clavier und Violine über: Se vuol ballare.

F-dur. Eleonore von Breuning gewidmet, 1793 veröffentlicht.

Opus 44. 14 Variationen über ein Orignalthema. Es-dur. 1804 veröffentlicht.

Die Sinfonieen (für Orchester).

Opus 21. 1. Sinfonie für Orchester. C-dur. 1801 veröffentlicht.
„ 36. 2. „ „ „ D-dur. 1804 veröffentlicht.
„ 55. 3. „ „ „ (Eroica) Es-dur. 1805 veröffentlicht.
„ 60. 4. „ „ „ B-dur. 1808 veröffentlicht.
„ 67. 5. „ „ „ C-moll 1809 veröffentlicht.
„ 68. 6. „ „ „ (Pastorale) F-dur. 1809 veröffentlicht.
„ 92. 7. „ „ „ A-dur. 1816 veröffentlicht.
„ 93. 8. „ „ „ F-dur. 1816 veröffentlicht.
„ 125. 9. „ „ „ mit Schlußchor über Schillers Freude schöner Götterfunken. D-moll. Dem Könige von Preußen gewidmet, 1825 veröffentlicht. Aufgeführt am 7. Mai 1824.

Die Quartetts (für Streichinstrumente).

Opus 18. 6. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. 1801 veröffentlicht.
„ 59. 3. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. 1808 veröffentlicht.
„ 74. 10. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. Es-dur. 1810 veröffentlicht.
„ 95. 11. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. F-moll. 1816 veröffentlicht.
„ 127. 12. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. Es-dur. 1826 veröffentlicht.

Opus 130. 13. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. B-dur. 1826 veröffentlicht.
„ 131. 14. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. Cis-moll. 1827 veröffentlicht.
„ 132. 15. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. A-moll. 1827 veröffentlicht.
„ 135. 16. Quartett für 2 Violinen, Bratsche u. Violoncell. 1827 veröffentlicht.

Die Ouvertüren.

Opus 43. Ouvertüre zu „Die Geschöpfe des Prometheus". C-dur. 1801 veröffentlicht.
„ 62. Ouvertüre zum „Coriolan." C-moll. Collin gewidmet, 1808 veröffentlicht.
„ 72. Ouvertüre zum „Fidelio" (Leonore) in vierfacher Umarbeitung.
„ 84. Ouvertüre zu „Egmont." F-moll. 1811 veröffentlicht.
„ 113. Ouvertüre zu „Die Ruinen von Athen". B-dur. 1812 veröffentlicht.
„ 117. Ouvertüre zum „König Stephan". D-dur. 1812 veröffentlicht.
„ 124. Ouvertüre zur „Weihe des Hauses". C-dur. 1825 veröffentlicht.

Außerdem für das gesammte Orchester.

Prometheus, ein Ballet.
Die Schlacht von Vittoria.
Walzer in D-dur.
Deutsche Tänze in C-dur.
Menuetts in Es-dur.

Für Streichinstrumente.

Fünf Trios für Violine, Viola und Violoncell.
Serenade für Violine, Flöte und Viola.
Drei Quintetts für zwei Violinen, zwei Violen und Violoncell.
Septett für zwei Violinen, Viola, zwei Hörner und Violoncell.
Septett für Violine, Viola, Violoncell, Clarinette ꝛc.
Zwei Romanzen für Violine, mit Begleitung des Orchesters.
Concert in D-dur. 1809 St. Breuning gewidmet.

Für Blasinstrumente.

Harmonieen.
Equade für vier Personen.
Märsche für türkische Musik.
Trio für zwei Hoboen und englisches Horn.
Sextett für zwei Clarinetten, zwei Fagots und zwei Hörner.
Octett für zwei Hoboen, zwei Clarinetten, zwei Hörner und zwei Fagots.

Für Gesang mit Begleitung des Orchesters.

Opus 72. Fidelio, dramatische Oper in zwei Acten. Text von Sonnleitner.
„ 85. Christus am Oelberge. Oratorium. Text von Huber.
„ 86. Messe in C-dur. 1812 veröffentlicht.
„ 123. Missa solennis, für vier Solostimmen. D-dur. 1826 veröffentlicht.
„ 136. Der glorreiche Augenblick. Text von Weißenbach. 1814 veröffentlicht.
Egmont. Trauerspiel von Göthe.
„ 112. Meeresstille und glückliche Fahrt. D-dur. 1822 veröffentlicht, Göthe gewidmet.

Opus 118. Elegischer Gesang für vier Singstimmen. Es-dur. 1827 veröffentlicht.
„ 122. Bundeslied von Göthe. B-dur. 1825.
Terzett: Tremate empi, tremate!
Opferlied.
Schottische Lieder in drei Heften. Aus dem Nachlasse.
Es ist vollbracht.
Marsch und Chor aus: Die Ruinen von Athen.
Ah perfido!

Für Gesang mit Clavierbegleitung.

Der freie Mann.
Opferlied.
Urians Reise um die Welt.
Bußlied.
Adelaide, von Matthisson.
Das Glück der Freundschaft.
Vom Tode.
Die Ehre Gottes aus der Natur.
Gottes Macht und Vorsehung.
La Partenza.
Zärtliche Liebe.
Bitten, von Gellert.
Die Liebe des Nächsten.
Kriegslied der Oesterreicher.
Abschiedsgesang an Wien's Bürger 1796 veröffentlicht.
Trinklied.
Feuerfarbe.
Das Liedchen von der Ruhe.
An die Hoffnung.
Sehnsucht, in vier verschiedenen Bearbeitungen.
Canon zum neuen Jahr.
Maigesang.
Molly's Abschied.

Liebe.
Marmotte.
Das Blümchen Wunderhold, von Bürger.
Der Wachtelschlag.
Mignon, von Göthe.
Neue Liebe, neues Leben, von Göthe.
Romanze.
Gretel's Warnung.
L'amant: Liebesungeduld.
Lebensgenuß.
Wonne der Wehmuth, drei Gesänge.
Sehnsucht.
Mit einem gemalten Bande.
Andenken.
Liebesklage.
L'Amante impatiente. Stille Frage.
An den fernen Geliebten.
Der Zufriedene.
Lied aus der Ferne.
Sehnsucht.
Des Kriegers Abschied.
Der Jüngling in der Fremde.
De questa tomba.
An die Hoffnung.
An die ferne Geliebte (Liederkranz.)
Der Liebende.
Hoffnung.
Germania.
An die Geliebte.
So oder so.
Resignation.
Das Geheimniß.
Der Bardengeist.
Ruf vom Berge.
Der Mann von Wort.
Abendlied. 1820 veröffentlicht.

Elegie auf den Tod eines Pudels.
Als die Geliebte sich trennen mußte.
Markenstein.
Hoffnung.
Der Gesang der Nachtigall.
Der Kuß.
Trinklied.
Canon für sechs Singstimmen.
" für vier Singstimmen.
Canons für drei Singstimmen.
Canon auf Hoffmann.
" auf Schwenke.
" Doctor, sperrt.
" Bester Graf.
" Alles Gute.
" O Tobias.
" auf Kuhlau.
Räthselcanon.
2c.

Druckfehlerverzeichniß.

Seite 25 Zeile 13 lies „siechte“ statt stürzte.
„ 26 „ 7 „ „glänzte“ statt glänzte.
„ 31 Kapitel V lies statt „Einen der“ Einer der.
„ 36 Zeile 8 lies statt „dessen Spiel“ dessem Spiel.
„ 95 letzte Zeile lies statt „in England“ in Leipzig.

Außerdem ist in einigen Exemplaren Seite 14 Zeile 17 „zu“ wegzulassen, Seite 21 unten „Muße“ in Muse, Seite 17 Sphäreen in Sphären und Seite 110 „Werke“ in Werken zu verbessern.

Druck von R. A. Schenk in Bielefeld.

Fricke, W.

Ludwig van Beethoven Ein Lebensbild

Bielefeld 1870